Die Bettler=Oper.

Die Bettler-Oper.

Ein Lebensbild
aus der Dichter- und Musikerwelt der Zeit Georg I.

von

Elise Polko.



Zweiter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1864.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Capitel VII.

Vornehme Frauen.

„So ging es und geht es noch heute.“

Es war Empfangsabend der vertrauteren Freunde des Herzogs und der Herzogin von Queensbury. Die Stunde, in der die Gäste vorzufahren pflegten, war noch nicht gekommen, der Herzog befand sich in seinen Zimmern. Sein Liebling, der Kammerdiener Herbert, puderte ihm eben eine der größten Perrücken und erzählte ihm, wie gewöhnlich, kleine piquante Anekdoten dabei aus dem Leben einiger Heldinnen von Sadlers Wells und Samson, wie sein hoher Herr sie zu hören liebte. Der Herzog hatte nämlich bis zur Stunde gewissenhaft sein Leben zwischen den beiden verschiedenen Klassen der Gesellschaft getheilt und war also ein eben so feiner Beobachter und Entdecker der

hohen aristokratischen, wie der niedern Volksschönheiten gewesen. Diese interessanten Studien, verbunden mit seiner Liebhaberei für den high sport in seinem vollen Umfange und der Jagd, sowie der ernsten Sorge, sein kolossales Vermögen wie ein Cavalier durchzubringen, hatten sein Dasein ausgefüllt. Er war ein Mann von scharfem Verstande und glücklichem Witz, trotzdem ähnelte die Rolle, die er im Parlament spielte, genau jener, die man auf den Bühnen einem sogenannten „Sprecher“ zuertheilt; der edle Herzog beschränkte sich auf ein gelegentliches Auftreten, wenn es irgend einer unbedeutenden Bill galt und ließ es mit ein paar Worten allezeit genug sein. Seine Jungfernrede, die ihrer Zeit viel Stoff zu sarkastischen Bemerkungen gegeben, hatte er in vielen Exemplaren drucken lassen und bewahrte sie in einem eigenen und kostbaren Schranke auf. Sein Kammerdiener mußte dann und wann Abends vor Schlafengehen ein Exemplar herausnehmen und ihm vorlesen, während Se. Herrlichkeit im Bette lag.

Sein hoher Rang und Reichthum, verbunden mit großer Körperschönheit, zog einst die Aufmerksamkeit der Lady Hyde, späterer Gräfin von Clarendon und Rochester auf sich. Sie bestimmte ihn für ihre reizende jüngste Tochter Kitty, die ihr zu eben dieser Zeit ein wenig Sorge machte in ihrer unverholenen Schwärmerei für den Dichter Prior, der die junge Schöne in den glühendsten Versen besang. Und dennoch waren seine Verse, so anmuthig sie sein mochten, der lebhaften Kitty weniger gefährlich als seine Augen, und das war es, was das Mutterherz beunruhigte. Das junge Mädchen fügte sich aber schneller als die Mutter zu hoffen gewagt, in die Ehre, Herzogin von Queensbury zu werden, und des armen Priors Traum endete gar traurig. Die reizende Schwärmerin, die frohe wilde Rose, verwandelte sich in eine vornehme Theerose, in eine graziöse, aber unnahbare Beschützerin aller Poeten und Künstler. Der Salon der Herzogin stand vom ersten Jahre ihrer Ehe an dem Genie und Talent offen, und der Herzog

selber war am wenigsten geneigt, dieser Liebhaberei seiner Gemahlin entgegen zu treten, als ihm durch dieselbe manche interessante Bekanntschaft aus seiner Lieblingssphäre erwuchs, denn die berühmteren der Schauspielerinnen und Sängerinnen hatten an bestimmten Tagen ebenfalls Zutritt bei der Herzogin. Es war in diesen Salons, wo der gelehrte Alterthumsforscher Martin Fawkes die gefeierte Darstellerin von Farquhards und Shakespeare's Heldinnen, Lucretia Bradshaw, kennen lernte, die er allen Machinationen seiner Verwandten und Freunde zum Trotz auch heirathete.

Als ein noch schönerer Stern erschien daselbst Anastasia Robinson, deren süße Stimme und tief dunkle Augen das Herz des edlen Charles Mordaunt, Earl von Peterborough, in unlösbare Fesseln schlugen, so daß er zu ihren Füßen sein Weib und die ganze Welt vergaß. — Die vornehme Welt tadelte diesen Verkehr der Herzogin jedoch entschieden und keine der Frauen der hohen Aristokratie fand sich daher zu jenen verpönten Abenden ein. Dahin-

gegen versammelte sich die Blüthe der Männerwelt zahlreicher an diesem, wie irgend einem andern Empfangsabend in den Salons des herzoglichen Hauses. Was auf Rang, Reichthum und geistige Bedeutung Anspruch machte, war vertreten. Die Herzogin selbst gestand scherzend, daß sie sich nie besser unterhalte, als in ihren sogenannten „gemischten" Gesellschaften', da sie die Männer nie so angeregt und anregend gefunden, als eben da.

Die Abende der vertrauteren Freunde, die zum Unterschiede von jenen andern Empfangsstunden so genannt wurden, erschienen ihr dagegen oft herzlich langweilig und sie pflegte dann allezeit ein piquantes Gewürz in Gestalt eines Poeten in die „süße Speise" zu werfen, um dieselbe wenigstens für ihre eigene Zunge, wie sie lachend sagte, schmackhaft zu machen.

So sollten denn heut' der junge Pope und John Gay zu diesem Zwecke verwandt werden. Auch hatte die Herzogin die Sitte eingeführt, daß irgend Einer, den das Loos traf, eine Geschichte

erzählen mußte, bei der sich „Keiner langweilen dürfe.“ Sie selbst barg diese Loose, in Form zierlich gefalteter Blättchen, in ihren feinen Händen, auf dem einen stand eine Nummer, die andern waren leer. Wer die Nummer zog, mußte ohne Erbarmen erzählen.

John Gay war schon da und saß mit der Sicherheit eines verzogenen Lieblings auf einem Tabouret, seiner schönen Schützerin gegenüber. Kitty Queensbury ruhte in einem reich vergoldeten Armsessel, dessen Sitz und hohe Lehne mit dunkelblauem Sammet überzogen war, worauf man das Wappen der Queensbury mit goldenen Fäden äußerst kunstvoll gestickt hatte. Sie trug ein Kleid von schwerem weißen Seidenstoff mit silbernen Sternen durchwebt.

Nach der Mode der damaligen Zeit fiel der Rock bauschig herab. Die Taille umschloß den Körper eng, ging ziemlich hoch hinauf und der Hals verschwand fast gänzlich unter einer großen und steifen Krause von kostbaren Spitzen. Die

Aermel waren anschließend und endeten am Handgelenk ebenfalls in Spitzen. Die meisten Frauen trugen ihr Haar in der entstellendsten Weise aufgebaut, und über gewaltige Wulste gelegt. Seit jedoch Lady Worthley, aus der Türkei zurückgekehrt, ihr schönes Haar frei und fessellos herabwallen ließ und dazu das wenig veränderte türkische Kostüm trug, hatten einige Frauen der hohen Aristokratie den Muth, diese Mode nachzuahmen und unter ihnen auch, wenigstens in Bezug auf das Haar, die Herzogin von Queensbury. In leichten Ringeln fiel das kurze kastanienbraune Gelock auf die Spitzenkrause herab und umgab ein Antlitz, das weniger durch die regelmäßige Schönheit seiner Linien, durch Jugendfrische und Farben fesselte, als vielmehr durch den bezaubernden Ausdruck von Geist und Güte, der aus großen braunen Augen blitzte, und durch das reizendste Lächeln, das je zwei feine Lippen theilte. Die Herzogin war in jenem Alter, in dem geistvolle Frauen bedeutenden Männern am gefährlichsten werden,

nämlich in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre. Die erste Jugend, die wenig verlangt und mit vollen Händen ohne Wahl verschenkt, ist vorüber, man fängt an, viel zu verlangen und nur einem Auserwählten die Schätze seines eigensten Wesens hinzugeben. —

Die Herzogin spielte so eben etwas zerstreut mit ihrem Fächer, John Gay hatte ihr ein liebliches Liebeslied vorgelesen. „Sagt mir doch, wie Ihr eigentlich Eure Verse macht?“ sagte sie jetzt und sah lächelnd zu dem Dichter herüber. „Setzt Ihr Euch in feierlicher Stimmung dazu nieder und schaut gen Himmel, oder fliegt's Euch zu, wenn Ihr Euch draußen umhertreibt? Beichtet doch einmal recht aufrichtig! Ich möchte es nämlich auch gern lernen, das Versemachen. Dichtet Ihr wirklich besser, wenn Ihr“, und hier lächelte sie besonders schalkhaft, „eine Liebe im Herzen tragt — die Leute sagen es — und womöglich eine unglückliche, oder geht es besser, wenn Euer Herz frei? — Sprecht einmal offen!“

„Die Nähe schöner Frauen ist freilich für den Dichter die Sonne, die alle Knospen zu Blumen werden läßt: — Eurem unterthänigsten Knechte ergeht es wenigstens so", lautete die Antwort. „Aus Frauenaugen sprühen mir die Reime zu, ich glaube, ich würde keinen Vers mehr zu Stande bringen, wenn ich keine Frauen mehr sehen dürfte. Wenn er einmal eine reizende Frau als sein Eigenthum errungen, wird erst ein ordentlicher Dichter aus Eurem Schützling, glaubt es mir, Frau Herzogin."

„Nun, so beeilt Euch doch, John Gay, ich will Euch redlich helfen, den ersehnten Schatz zu heben. Das Leben ist nicht lang genug, um so viel Zeit zu verschleudern, wie Ihr es thut, John Gay, und schon gethan."

Das hübsche Antlitz des Dichters überflog eine leichte Röthe, als er fragte: „Das soll heißen, daß Ihr mich im Grunde schon zu alt zum Heirathen findet?"

„Nein, aber Ihr dürftet es bald werden.

Eure bekannte thörichte Liebe zur schönen Anna hat Euch viel Zeit geraubt."

„Ist nicht jede Liebe thöricht vor den Augen derer, die nicht lieben. Und trotz solcher thörichten Liebe kann ich noch keine neue andere Liebe fassen. Und welcher Frau dürfte es auch darnach gelüsten, in einem Männerherzen die zweite zu werden?"

„Meint Ihr wirklich, daß wir je glaubten, einen zweiten Platz einzunehmen, John Gay? Jede Frau, und wäre sie die zehnte Liebe eines Mannes, fühlt in sich die Macht, alle ihre Vorgängerinnen in Vergessenheit versinken zu lassen. Hätten wir dies Siegesbewußtsein nicht, was sollte — Euren unbeständigen Herzen gegenüber — aus uns werden?"

„Hätten wir solch stolzes Bewußtsein doch den Frauen gegenüber auch."

„Ihr braucht es eben nicht. Wenn Ihr eine Frau liebt, so genügt Euch die Gegenwart, so seid Ihr zufrieden, sie selbst eben besiegt zu haben, Euch

bekümmert die Vergangenheit wenig, die Zukunft gar nicht. Der momentane Sieg genügt. Wir aber wollen die Vergangenheit des Geliebten besiegen, seine Gegenwart beseligen und seine Zukunft ausfüllen. Wir wollen sein ganzes Leben, sein ganzes Sein für Zeit und Ewigkeit. Ihr seid mit allerlei Stückwerk für eine Weile zufrieden, z. B. mit schönen Augen, frischen Lippen, äußerer Zärtlichkeit, Hingebung und dazu ein wenig Geist, eben genug, um Euch zu unterhalten, aber nicht etwa durch Fragen und Grübeleien und — Ansprüche Euch zu ermüden. Gesteht es, John Gay, das ist's, was Ihr Alle im Grunde nur verlangt und — in der That auch allein gebrauchen könnt."

„Ja, Herzogin, von einer Geliebten — von einer Frau aber verlangen wir mehr."

„Nun ja, ich weiß, da verlangt Ihr eben Treue über die Ewigkeit hinaus, wo möglich — gänzliches Aufgeben unseres eigenen Willens, einen vollständigen Bruch mit unserer Vergangenheit, keinerlei Fragen an die Zukunft und eine Gegen-

wart voll von Dienen und Gehorchen, voll von Zärtlichkeit und Aufopferung, ein stilles unverrücktes Wandeln um Euch, unsern Fixstern. Nicht wahr, so ists?"

„Dürfte ich Eurem Vergleich zu widersprechen wagen, Herzogin, und Euch daran erinnern, wie oft die Frauen die Rolle des Fixsterns übernehmen, den wir armen Planeten verlangend umkreisen, ohne ihm auch nur um die Breite einer Linie näher zu rücken. Denkt an Lady Montagu-Worthley und den armen Pope."

„Sprecht leise, sie kann jeden Augenblick hier sein. Zudem hinkt Euer Vergleich, John Gay. Die Montagu ist ein Komet, der seine unberechenbaren Bahnen zieht und — ich fürchte sehr, manchen kleinen Stern aus der seinen schleudern wird."

„Der arme Pope! mich schmerzt sein Unglück. Sie liebt ihn nicht, die Verderbliche! Sie meint vielleicht einen echten Dichter zu ziehen aus ihm, indem sie ihn mit einer unglücklichen Liebe füttert."

„Bedauert ihn nicht, er liebt sie ebensowenig!

Es ist Eitelkeit, die ihn hinzog zu ihr, Eitelkeit, die ihn festhält, und Eitelkeit, die ihn leiden läßt. Ich fühle kein Mitleid mit ihm."

„Für welchen Sterblichen hätte die Herzogin von Queensbury wohl je Mitleid empfunden?"

„Für Keinen — Ihr mögt Recht haben — sie hat in ihrem ganzen langen Leben sogar kein einzig Mal sich selber bemitleidet." — War das Scherz? — es flog ja eine plötzliche Bläſſe über das Antlitz der Sprecherin und wie ein Schleier legte es sich über ihre glänzenden Augen. John Gay war aber kaum dieser Wandlung sich bewußt geworden, als auch ihr Gesicht schon wieder den vornehm freundlichen Ausdruck angenommen hatte, der ihm eigen, und er hörte sie leichthin sagen: „Nur kein Mitleid! Mitleid ist ein Almosen, ich könnte keines annehmen, nicht einmal von mir selbst."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, der Diener nannte den Namen der Lady Worthley, die Herzogin erhob sich.

Am Arme des Herzogs von Queensbury trat sie

ein, jene Frau, die eben jetzt der Gegenstand der Aufmerksamkeit von halb London war. Sie trat ein mit ihrem gewohnten siegesbewußten Lächeln, in ihrer türkischen Tracht, das Haar lose herabhängend und von Stirn und Schläfen durch einen Reif von Gold, mit Perlen und Steinen besetzt, zurückgehalten. Man mußte sie jedenfalls eine auffallende Erscheinung nennen; auffallend war auch die hastige, etwas excentrische Art ihres Benehmens. Sie umarmte die Herzogin, überschüttete sie mit einem Schwall anmuthiger Worte, während dessen irrten jedoch die kalten durchdringenden Augen schon in den Räumen umher, wie die Augen eines Jägers, der nach Beute sucht. Als sie Platz genommen, erwiederte sie vor Allen die Begrüßung Gay's mit ihrem huldvollsten Lächeln und reichte ihm sogar die Hand zum Kusse.

„Wo ist Euer Gemahl, der edle Lord?“ fragte die Herzogin.

„Ich bin ihm davongelaufen, weil ich es nicht ertragen kann, auf irgend etwas in der Welt

zu warten", antwortete die Montagu. „Die Herzogin von Belton hatte uns nämlich gebeten, mit ihr zu Euch zu fahren, sie war aber, als wir anlangten, noch mit ihrer Toilette beschäftigt und da der Herzog wie gewöhnlich nicht zu Hause, so zog ich es vor, in meiner schlechten Kutsche hierherzufahren und den Lord in dem stolzen Wagen der Beltons als Schützer der Herzogin allein zu überlassen. Worthley ist die Geduld selber, und ich — bin nicht eifersüchtig." Man lachte und Niemand widersprach dieser Behauptung, Jedermann wußte, daß der Lord dieses Lob verdiene, wenigstens in Bezug auf die Extravaganzen seiner Frau, und daß Mylady keine Zeit, seine etwaigen kleinen Passionen zu überwachen.

„Ich sah die Herzogin von Belton noch nie", sagte jetzt Gay, sich zu der Lady wendend, während Wirth und Wirthin neu hinzugekommene Gäste begrüßten. „Der Herzog dagegen gehört zu meinen Gönnern und Freunden."

„Zu Jedermanns, leider", sagte sie und warf

die Lippe auf. „Aber wenn er Euer Freund, dann werdet Ihr seine Frau mit seinen Augen anschauen und folglich — unerträglich finden. Die Herzogin freilich dürfte das wenig kümmern, sie haßt die Männer.“

„Dann ist sie mir als eine Ausnahme von der Regel doppelt interessant“, scherzte der Dichter. „Man behauptet nämlich, daß Frauen, in unglücklicher Ehe lebend, andere Männer deshalb nicht so selten zu lieben pflegten.“

„Nun, sie liebt auch“, lächelte die Montagu, „aber nur Einen und diesen Einen von Anfang an und immer und ewig, aber dieser Eine weiß es nicht. Aber ich bitte, fragt nicht weiter danach, ich darf's Euch doch nicht sagen. Ich fürchte aber, die Arme wird durch diese geheime Liebe, die sie so stolz und kalt erscheinen läßt, Andern langweilig und das ist der größte Fehler eines Weibes, eines Menschen überhaupt. Vielleicht ahnt sie Aehnliches, denn sie geht sehr ungern in Gesellschaft. Gegen Euch wird sie freundlich sein, John Gay — sehr

freundlich — Eure Gedichte sind das einzige Buch, das man auf ihrem Tische findet."

„Weiß der Herzog um jene Liebe? die Ihr angedeutet."

Die schöne Frau lachte. „Ich bezweifle es stark."

„Kennt er den Namen des Glücklichen?"

„Nein, aber ich gebe Euch auf, ihn zu errathen."

„Und wenn es mir gelingt?"

„Mögt Ihr Euch einen Lohn fordern."

Während dieses halblauten Gesprächs hatte sich der kleine Salon gefüllt. Die reizende Hofdame der Prinzessin Caroline, Mary Lepel, war erschienen, die hübsche Lady Bathurst, eine Granville, Sir Charles Mordaunt, Chesterfield, Hervey und Pope. Man setzte sich in einen Kreis um den Kamin und plauderte, ehe die bekannten Loose gezogen wurden. Die Montagu war die Seele der Unterhaltung, sie zeigte sich als in ihrem Element, wenn sie reden konnte. Dagegen war sie, wie

alle dergleichen Naturen, die zerstreuteste Zuhörerin; bis jetzt war es nur einer Person gelungen, ihre Aufmerksamkeit dauernd, auch bei stundenlangem Reden zu fesseln — ihrer eignen. So lange die Unterredung noch, wie eben jetzt, allgemein war, und sie dieselbe nicht vollständig an sich gerissen, benutzte sie mit unglaublicher Geschicklichkeit den Augenblick, die Ketten irgend eines armen, in ihrer Nähe sich befindenden Opfers fester zu ziehen. In diesem Moment flüsterte sie mit dem jungen Pope. Es waren die gleichgültigsten Dinge, die sie mit ihm besprach, sie fragte nur nach seinen Arbeiten, lud ihn für den nächsten Sonntag nach Twikenham ein, bat ihn um seine Meinung über die Farbe ihres Ueberwurfes und ob dieselbe zu ihrem Teint stimme; aber alles dies geschah mit einem Blick und Lächeln, mit halb unterdrückten Seufzern und ähnlichen Zeichen tieferer Bewegung, daß ihr eitler Verehrer in die höchste Aufregung gerieth. Allmählig wendete sich die Aufmerksamkeit Aller auf das flüsternde Paar und das war es ja, was die

berühmte Frau mit all diesen kleinen, aber auffallenden Manövers beabsichtigte. Sie fing an, lauter zu sprechen, sie wechselte das Thema, sie richtete hie und da, halb über die Schulter, eine directe Frage an Einen oder den Andern. Wie Blitze leuchteten ihre geistreichen Bemerkungen auf, dann schob sich wohl ein längerer Satz dazwischen, sie begann zu erzählen, sie redete vom Orient und hier war sie, und nur sie allein zu Hause. Palmen rauschten, fremde Blumen blühten, die Kuppeln der Moscheen leuchteten, seltsame Gestalten tauchten auf und zogen vorüber — der Strom der Rede floß unaufhaltsam dahin. Das Gesicht der Sprecherin glühte, ihre Augen funkelten, Lady Montagu-Worthley war glücklich. Aber mitten in der üppigsten Schilderung des Serails unterbrach sie die Ankunft des Herzogs und der Herzogin von Belton und Beiden folgte ein kleiner, etwas ängstlich aussehender Mann in sehr regelrechter Perrücke und tadellosem Anzug. Es war der englische Gesandte am türkischen Hofe, Lord Worthley, der Mann

einer berühmten Frau. Er nahm nach ehrfurchtsvoller Begrüßung so bald wie möglich einen von ihr entfernten Platz neben dem Herzog von Queensbury ein, dessen dankbarster Zuhörer er war, wenn derselbe jene kleinen piquanten Hofgeschichten erzählte, die er nur für ihn aufgespart zu haben vorgab. Dagegen tischte er selbst dafür wiederum mit halblauter Stimme seinem Freunde fabelhafte Dinge von seinen Erlebnissen in Constantinopel und von seinem Glück bei den türkischen Frauen auf. Niemand hätte bei dieser Gelegenheit eine gläubigere Miene annehmen können, als eben dieser Freund, der es kaum erwarten konnte, des Nachts beim Auskleiden mit seinem Kammerdiener über diese Abenteuer des englischen Gesandten auf das Ausgelassenste zu lachen. Worthley wurde aber heut zuweilen unterbrochen, seine Frau sprach ungewöhnlich laut, was ihn nicht selten bewog, seinen Kopf zu ihr hinzuwenden mit einem unruhigen Ausdruck. Sie hatte sich in ein Wortgefecht mit dem Herzog von Belton eingelassen, dessen glänzende Dialektik sie stets

anzog und anregte. Er war eben bei Laune, ihre Herausforderung anzunehmen, was nicht eben häufig geschah. Der arme Pope, den die Eifersucht und Eitelkeit zugleich trieben, sich an dem Kampfe zu betheiligen, trat dabei gewaltig in den Schatten, seine Feder war nur gewandt, nicht aber seine Zunge. Da sich mittlerweile der junge Hervey der schönen Hofdame widmete und Chesterfield und Mordaunt die Herzogin in Anspruch nahmen, so sahen sich John Gay und die Herzogin von Belton plötzlich allein aufeinander angewiesen. — „Ich habe schon längst Euch kennen zu lernen gewünscht, ich las Eure Gedichte", hatte sie gesagt, als er ihr vorgestellt worden war. — Er sah sie jetzt prüfend an, während sie einige gleichgültige Worte an ihn richtete. Schön war sie und wie aus Marmor gemeißelt. Waren das jene oft getadelten kalten Augen, die ihn da anschauten? — Der Dichter fand diese Augen ganz anders, als er sie sich gedacht. Jene dem Wesen des Mannes so tiefeigene Eitelkeit regte sich plötz-

lich unter diesem ihrem ernsten langen Blick; kühne Träume flogen durch sein Gehirn. Ein zuckender Lichtschein fiel in seine Seele, ein köstlich berauschender Gedanke. — Was hatten die Worte und das schalkhafte Lächeln der Montagu bedeuten sollen? — Es gab eine Bedeutung, und sie war es, an die er jetzt dachte, die ihn trunken machte. Und warum sollte er sie von sich weisen? Hatten nicht zu allen Zeiten hohe Frauen zu den Sängern hold sich geneigt, brachten nicht die Mythen aller Völker davon die mannigfaltigsten Beweise. Sagte man nicht, daß die jungfräuliche Königin, die glorreiche Elisabeth, selbst sich einst in heimlicher Neigung dem Sänger von Romeo's und Julia's Liebe zugewandt? Hatte Philippa, die edle Gemahlin des Königs Eduard, nicht den Dichter Chaucer ihrer zärtlichsten Freundschaft gewürdigt? Hatte die schöne Erlauchte von Lancaster ihn nicht leidenschaftlich geliebt, und die reizende Anna von Böhmen ihn allen Männern des Hofes König Richards II. vorgezogen? Spenser wurde von der stolzen Ro=

salinde angebetet, die phantastische Lucie Pero, Gräfin von Carlisle, schenkte ihr Herz dem wilden Sänger Ben Johnson. Und Mary Belton? Warum sollte sie sich nicht zu John Gay wenden, dem Sänger treuer verschwiegener Liebe, dem Dichter, den alle englische Frauen kannten und zu ihrem Liebling erwählt hatten. Waren seine Verse nicht in Aller Munde? Und hatte ihm nicht die schöne Anna Olfield zu tausend Malen wiederholt: „Wir lieben sie, jene Dichter, die unsere Reize besingen — und wir lieben sie doppelt, wenn sie schön sind!" — Und dabei hatte ihre weiße Hand mit seinen schlanken Fingern gespielt und ihre Lippen, leicht wie ein Hauch, seine Augen gestreift. Gewiß, er war hübsch — er wußte das ganz genau, zu oft hatten es ihm die Frauen gesagt und täglich sein Spiegel. Ein Mann macht auch vor einem Spiegel nicht eben die Augen zu, wie er das den Frauen so gern glauben machen möchte, und ist auf das Bestimmteste davon unterrichtet durch eigene Anschauung, wie seine Nase geformt und ob er Be=

sitzer besiegender oder machtloser Augen, eines schönen oder häßlichen Mundes u. s. w. ist. John Gay fand sich mindestens „erträglich“ genug, um mit Frank Belton in die Schranken zu treten. Immer inniger heftete sich sein Blick auf die Herzogin. Er sah ihre Gestalt in dem verklärenden Lichte des Märtyrerthums. Mary Belton war eine unglückliche Frau, gefesselt an den leichtsinnigsten Mann, der kalt geblieben war ihren Reizen gegenüber, den noch keine Frau dauernd ausgefüllt, der müde von einem wilden Leben, müde vielleicht des Lebens überhaupt, trotz seiner Jugend gebrochen zu haben schien mit allen entzückenden Illusionen und Freuden der Liebe. Anna Olfields blasses Bild versank vor einer neuen wundervollen Perspective, vor der Wirklichkeit zweier blauer Augen. John Gay streckte seine Hände endlich wieder nach einer lebenswarmen Gestalt, nach einer neuen Blume aus. Diesmal war es aber keine wilde Rose, die für jeden Vorübergehenden blüht,

und darin lag ein neuer Reiz, es war die gehütete, stolze, fremdländische Camellie.

Mit diesen Gedanken nun redete er zu ihr, mit diesen Gedanken begegnete er dem Sternenschimmer ihrer Augen, sein Leben hatte wieder ein Ziel gefunden: die Liebe dieser Frau, ein Ziel: „aufs Innigste zu wünschen.“ Und ihre sanfte Freundlichkeit, so ganz abweichend von jenem Bilde, das man ihm von der Herzogin von Belton gezeichnet, trug nur dazu bei, ihn von Minute zu Minute mehr zu berauschen. — Wie süß verstand sie, über seine Gedichte zu reden — wie klangen seine eigenen Verse bezaubernd von diesen Lippen. Und es war nicht anders, er mußte ihr in Reimen antworten, er fühlte sich so wunderbar gehoben. Der Ruf der Herzogin von Queensbury riß ihn plötzlich aus seinen Himmeln: „Die Lotterie ist eröffnet!“ Die Männer erhoben sich nun, um aus der kleinsten weißesten Hand von ganz England einen festzusammengefalteten Zettel in Empfang zu nehmen: ein Augenblick erwartungs-

voller Stille trat ein, dann sagte John Gay mit erregter Stimme: „Ich habe die Nummer!“ Der Sitte gemäß mußte der auf diese Weise bestimmte Erzähler nun ein Tabouret zu den Füßen seiner Dame einnehmen und, nachdem man ihm eine halbe Stunde Zeit zum Nachsinnen gelassen, seine Geschichte beginnen. Hatte er sie zur Zufriedenheit beendigt, so erhielt er irgend ein Zeichen der Anerkennung von der „Dame seiner Gedanken“ und durfte seinen erwählten Platz ein für alle Mal bei jenen Zusammenkünften behalten, erregte seine Erzählung aber Mißfallen, so mußte er denselben sofort verlassen und man warf nach ihm mit kleinen Papierkugeln unter allerlei Spottreden und Neckereien.

Es war wie ein Aufleuchten, das die Züge Gay's durchzuckte, als er jetzt zu den Füßen der Herzogin von Belton Platz nahm, und nach kurzem Besinnen begann er mit seiner weichen melodischen Stimme „Die Geschichte des Troubadour Peyre de Rouer und seiner Dame.“

„In jenen goldenen Zeiten der Liebeshöfe lebte in der Provence ein junger Edelmann und Minnesänger, Peyre de Rouer. Seine Verse und Gesänge waren so reizend und anmuthig, wie sein Gesicht, und so edel, wie seine Gestalt. Wenn er mit seiner Harfe im Arm in den Kreisen vornehmer Frauen erschien, so wandten sich die schönsten Augen und die glühendsten Herzen zu ihm hin. Er aber sah nur eine Einzige und nur das Lächeln dieser Einzigen hatte allein einen Werth für ihn. Sie galt damals noch für einen beneidenswerthen Vorzug, jene Gabe, den Gegenstand seiner Liebe zu besingen und man nannte es ein Glück über Alles, die Macht des Dichters, der Geliebten Unsterblichkeit zu verleihen durch eigene Kraft, durch süße schwungvolle Verse. Die höchsten Frauen waren stolz auf solche Anbetung und räumten dem schlichten Sänger den Vorzug ein vor den stolzesten Herren des Landes.

„Nur die schöne Maria Carracciola, die Reizendste von Allen, blieb allein ungerührt bei den

Huldigungen des Troubadour Peyre de Rouer. Ihre lachenden Augen schienen größeren Gefallen zu finden an den prächtig gekleideten Rittern, sie erfreute sich mehr an kostbar aufgezäumten Rossen, reichen Banketten und Turnieren, als an dem sanften Gesicht und süßen Tönen der Lieder des jungen Sängers, Lieder, die einzig nur ihr geweiht waren. Eine Zeit lang brach das Herz Peyre de Rouers fast unter der Qual, diese seine glühende Liebe nicht erwiedert zu sehen. Er mied den Anblick der Herrin seiner Gedanken und verbarg sich mit seinem Weh in die tiefste Einsamkeit. Er erfüllte die Nächte mit seinen Klageliedern und schwand dahin wie ein Schatten. Aber die Einsamkeit ist die unbarmherzigste Quälerin der Liebenden, sie tödtete entweder den Einsamen oder seine Liebe.

„Als nun Peyre de Rouer merkte, daß er selber Gefahr laufe, elendiglichen Todes zu sterben, gleichsam im eigenen Feuer zu verbrennen, ohne daß die Grausame ihre Augen zu ihm wendete, so

erwachten plötzlich Trotz und Lebenslust in seiner Seele. Seine Jugend sträubte sich gegen die Umarmung des Todes, und er gedachte der vielen weißen Arme, die sich nach ihm, dem Gefeierten, ausstreckten und Peyre erschien wieder in der Welt, aber — o Wunder! — nicht mehr als Minnesänger und anbetender Sklave der schönen Maria, sondern als kecker Reiter und Kämpfer in den Waffenspielen und bei den Festen der Edelleute. Sein kleines väterliches Erbtheil opferte er für prächtige Kleider, schöne Rosse, ein stattliches Haus und reich geschmückte Diener. Es war im Grunde doch wohl nur ein Versuch in anderer Weise, jenes unerbittliche Herz zu rühren, das er nun einmal zu erringen sich geschworen. Wie der junge Liebesgott in den Visionen eines Pierre Vidal, jenes geliebten Sängers der schönen Cyberia, Gemahlin Wilhelms von Bouillon, sprengte er in die Schranken. Eine silberne Rüstung schloß sich an den schlanken Körper, statt des Helmes trug er einen Blumenkranz, sein Zelter war weiß wie

Schnee mit purpurner Decke, und an den zierlichen Füßen sah man Sporen von Chalcedon. Seinen drei Knappen hatte er die Namen gegeben: Mercy, Pudeur und Loyauté. Große körperliche Gewandtheit machte ihn zum Sieger über manchen stärkeren Gegner, zur Freude der Frauen, und seine Gestalt, sowie sein anmuthiges Angesicht, erschienen noch bemerkenswerther in der kostbaren Kleidung, die er jetzt allezeit trug. Aber mit welchem süßen Lächeln auch die schöne Maria ihm gestattete, ihre Farben zu tragen, mit welch holdseligen Blicken sie ihm den Kampfpreis überreichte, ihre kleinen Hände zitterten nicht, ihr Antlitz wechselte nicht die Farben, kein süßes Geständniß entfloh ihren Lippen. Sie sah ihn immer noch nicht mit zärtlicheren Blicken an, als alle Anderen, und wenn er bei dieser Wahrnehmung dennoch den Muth behielt, so geschah das, weil tief in seinem Herzen eine Stimme ihm sagte, daß solch feuriges und getreues Lieben dennoch endlich jenen Lohn finden müsse, den es verdiene. Und so ist es auch, Liebe

erweckt Liebe — gleichviel ob in einer Secunde, zündend wie der Blitz, oder nach Jahren, wie langsam der Tropfen den Stein aushöhlt — wer recht liebt, wird wieder geliebt. Und Peyre de Rouer mußte wohl recht lieben, denn Maria Carracciola begann allmählig stiller zu werden und ernster, ihr silbernes Lachen erschallte seltener, und dann und wann richteten sich ihre Augen gedankenvoll und zärtlich auf ihn. Aber für seine Lieder hatte sie dennoch weder Ohr noch Sinn, und so wollte es ihm scheinen, als ob sie ihn nur in dieser seiner neuen ritterlichen Gestalt ihrer Aufmerksamkeit werth halte. Da war es ihm denn ein doppeltes Leid, als er sah, daß sein Erbtheil zu Ende ging und er dies üppige Leben aufgeben müsse; denn Geld und Gut waren dahin. Und eines Tages verkaufte er sein Haus und seine prächtigen Rosse, vertheilte das Geld unter seine Diener, die er verabschiedete, legte Pilgerkleidung an und durchzog wie ein frommer Büßer das Land. Aber seine Harfe wanderte mit ihm und gar oft in den Dör-

fern und Städten versammelten sich Männer und Frauen vor der schlichten Herberge, dem Obdach des Wanderers, um jenen Liedern zu lauschen, die das Lob der Geliebten verkündeten. Die ganze Natur wurde in den Augen des Sängers nur eine Copie der Reize seiner Dame. Er sah ihre Augen in den Sternen des Himmels, ihre Lippen in der halberblühten Rose, der Wohlgeruch der sich öffnenden Blumen war ihr Hauch, die Lilie ein „süßer Dieb, der von ihrer Brust das reine Weiß entwandt“; das Veilchen war getaucht in den „Azur ihrer Adern“, der Frühthau „vom offnen Augenlied des Morgens träufelnd“ war nicht so klar als ihre Thränen, das letzte Rosenroth des verscheidenden Tages nicht so glänzend und zart als ihre Wange. Von ihr war die Blüthe und Frische des Lenzes, sie durchglühte ihn bis zum Ermatten gleich der Julisonne, sie war gut wie der gabenreiche Herbst oder ihre frostige Kälte ließ sein Herz winterlich erstarren. Keines von den Wundern der gesammten Schöpfung gab es, nichts von ihrer

Pracht und ihren Schätzen im Himmel oder auf der Erde, in den Jahreszeiten oder ihrem Wechsel, das, zum eigenen Reiz und Glanz, von ihr nicht noch einen Reiz und Glanz mehr geborgt hätte. „Und muß ihr nicht Verherrlichung werden", so rief John Gay sich erhebend, um sich vor dem Kreise der Frauen tief zu verneigen und sich dann knieend zu den Füßen der Herzogin niederzulassen, „jener Schönheit, die allein die Begeisterung des Dichters hervorzurufen vermag? Verdient sie nicht die Krone der Unsterblichkeit, die Herrin unserer Gedanken, die Königin der Schöpfung? Was Peyre de Rouer empfand, hat William Shakespeare Jahrhunderte später kaum in anderen Worten gesungen:

„Denn was in Dir Dein Dichter je gefunden,
Das raubt er Dir und zahlt es Dir zurück.
Er leiht Dir Tugend: — was dies heißt, entnimmt
Er Deiner Sitte: Schönheit will er geben
Und sucht auf Deiner Wang' und so bestimmt
Er Dir die Reize nur die an Dir leben,
Also sei für sein Lob ihm nicht verpflichtet,
Was Du ihm dankst, Du hast es selbst entrichtet."

Nach diesen Worten nahm der Erzähler wieder seinen Platz ein und fuhr ruhig fort: „Peyre de Rouer sang das Alles gewiß in ähnlicher Weise und die Frauen lauschten ihm mit Entzücken. So zog er ein ganzes Jahr im Lande umher, das Antlitz der Geliebten meidend. Da ertrug er es nicht länger und kehrte in die Heimath zurück. Im schlichten Pilgerkleide zog er in Rouer ein. An der Kirchenthür der Marienkapelle begegnet er dem alten Priester, der den Pilger mit milden Worten begrüßt. „Laßt mich vor Euren versammelten Bußkindern reden“, bittet er. Und der Priester läßt ihn gewähren und Peyre de Rouer besteigt nun die Kanzel. Wie war er gefüllt, jener heilige Raum, wie viele strahlende Blicke richteten sich erstaunt auf ihn. Und dort, in der ersten Reihe, kniete auch sie, die Herrin seiner Gedanken, Maria Carracciola, schöner, verführerischer denn je, das Antlitz halb verdeckt von einem schwarzen Schleier, gelöst die Locken, Reuethränen in den Augen, einen Schmerzenszug

um den Mund, blässer das süße Roth der Wangen. Da begann Peyre de Rouer mit dem hinreißenden Feuer seiner Redeweise einen neuen Liebesgesang zu recitiren, ein Lied auf Maria, seine irdische Königin; denn, heißt es in der Chronik und ich las diese Geschichte in den alten Büchern: „autre chose ne çavait —“ er wußte nichts Anderes. Die Versammlung hielt aber diese wunderschönen Worte für eine Anrufung der göttlichen Mutter und eine tiefe Rührung überkam Aller Herzen. Und als er weiter redete und immer begeisterter, da entströmten Thränen gar manchen Augen, die lange, lange Zeiten nicht mehr geweint, da öffnete sich manches verstockte Herz der Milde und Versöhnung, ein Schluchzen und Seufzen füllte die Kirche. — Endlich verließ der Pilger die Kanzel, und an dem Portal stehen bleibend, hielt er seinen Muschelhut nun den Herzuströmenden hin mit der Bitte um ein Almosen für die Armen. Und im Nu war derselbe bis an den Rand mit schweren Silbermünzen ge-

füllt. Manche schöne weiße Hand zögerte aber beim Hineinlegen der Gabe und dazu gehörige schöne Augen ruhten zärtlich und fragend auf dem noch immer schönen Antlitz des einst so gefeierten Sängers, dessen Stimme Jeder erkannte. Aber er gab keinen Blick zurück, bis die Letzte kam, Maria Carracciola. Und sie schritt so zaghaft und scheu näher, gesenkten Blickes und ihre Hand allein legte keine Gabe in den Muschelhut. „Ich habe nur ein Geringes Euch zu bieten“, flüsterte sie, „ich weiß nicht, ob Euch solche Gabe nicht zu klein, ob Ihr sie nicht verschmäht.“ —

„Von Euch ist das kleinste Almosen einem Königreich gleich zu achten“, antwortete er und sah sie an, als wolle er sie in seine Seele ziehen. „Was ist's, das Maria Carracciola ihrem ärmsten Diener zu geben gedenkt?“

„Ein Herz — eine Liebe bis in den Tod“ — soll da die wunderschöne Frau leise geflüstert haben. —

„Die Chronik erzählt noch, daß der Muschel-

hut zu Boden gefallen und die Silbermünzen weithin in den heiligen Raum gerollt seien. Und fortan nennt die Chronik den „Troubadour und Gentilhomme" Peyre de Rouer den glückseligen Geliebten der schönsten Frau ihrer Zeit. Das war die Macht treuer Liebe und — schöner Verse — schließt der Bericht über dies glückliche Paar, — und ich, John Gay, wüßte auch nichts weiter ihrer Geschichte hinzuzufügen als — einen Seufzer des Neides."

„Aber ich!" rief Chesterfield herüber. „Die Chronik sagt auch noch etwas mehr, ich kenne auch diese Geschichte. Peyre de Rouer ließ freilich den Muschelhut fallen, aber er hat ihn doch nachher wohlweislich wieder aufgehoben und alle Silbermünzen sorgfältig aufgesucht. Ein neues silbergesticktes Kleid und prächtige Schuhe ließ er sich anfertigen, der Schlaue, und mit diesem erschien er vor seiner Schönen, die ihn so doch begehrenswerther fand, nach Frauenart, als in dem schlechten Pilgermantel und den Sandelschuhen. Die

Chronik läßt sogar im Dunkeln, ob ihm nicht dann erst die „maintes caresses“ gewährt, die jede Dame damals ihrem Sänger schenkte.“

„Pfui, Chesterfield“, sagte Mary Belton, und ihre Augen begegneten einen Moment den Dichteraugen mit einem Schimmer von Wärme, „Ihr wollt uns muthwillig den Eindruck der hübschen Erzählung verderben. Und warum die Seelen der Frauen und Männer noch häßlicher darstellen, als sie ohnehin oft genug sind? Niemand dankt Euch das!“

„Häßlich?! Wo wäre ein häßlicher Zug in dem Bilde der Maria Carracciola? Ich wünschte sie mir trotz ihrer kleinen Prunksucht und Eitelkeit zur Stelle zur Freundin; das sind echte und rechte Frauenfehler. Ich liebe nur die echten Frauen, und eine echte Frau, wenn sie obendrein schön, ist im Geheimen wenigstens genau wie die Herrin des Peyre de Rouer. Und die Männer? Nun, ich behaupte, es giebt nichts Lächerliches, das der größte Theil Frauen den Männern nicht

zutraut. Unser Bild erscheint der Frauenseele sicher selten anders, als in einem zerbrochenen Glase, also verzerrt. Wir können uns schwerlich häßlicher malen, als Ihr uns leider seht, schöne Freundinnen. Rein und strahlend erscheint der Mann nur den Augen jener Frau, die ihn wahrhaft liebt."

„Wahr gesprochen", rief Belton, „und da die wahrhafte Liebe ausgestorben, so müssen wir uns mit den Gefühlen begnügen, die uns unsere verzerrte Häßlichkeit einbringt."

„Ich freue mich aber doch, daß die Zeiten der Liebeshöfe vorüber", sagte Hervey, „wie unbequem war diese Art der Anbetung. Pilgerfahrten, Reisen in den Orient, um seiner Herrin eine Hand voll Wüstensand zu holen, jahrelange Einsiedelei bei Heuschrecken und Honig, zur Buße für einen untreuen Blick oder Gedanken, wie furchtbar! Jetzt knieen wir auch genau wie damals jene Ritter vor ihren Damen, diese lagen aber auf harten Steinen und wir — auf kleinen, weichen Polsterkissen."

Mary Lepel lachte. „Und wir lassen Euch deshalb auch ohne Gewissensbisse bis in alle Ewigkeit so liegen", sagte sie, „denn das Mitleid ist, seit man jene Polsterkissen erfand, unnöthig geworden. Und die Liebe entsteht bei der Hälfte der Frauen ja doch nur aus Mitleid mit dem Manne, der um ihretwillen leidet."

„Ich kniee aber vor Euch auf spitzen Glasscherben, wenn Ihr es verlangt", flüsterte der Lord Hervey jetzt, und seine häßlichen, sonst kalten Augen füllten sich mit einem leidenschaftlichen Feuer der Bewunderung, das sie fast schön erscheinen ließ.

„Auch vor der Montagu?" fragte die reizende Hofdame spöttisch. „Nun, ich traue Euch wenigstens Gemüthsruhe genug zu, den Erfolg Eurer Kasteiung in Geduld abzuwärten."

Die Unterhaltung der Gesellschaft, die sich jetzt in einzelne Gruppen aufgelöst hatte, hielt fest an dem ewigen Thema der Liebe. Man stritt mehr oder weniger heftig hin und wieder über das Wesen der Liebe, man warf Fragen auf, wie sie zu jeder

Zeit aufgeworfen und unbeantwortet geblieben waren, man schwärmte, spöttelte, philosophirte. Die Herzogin von Queensbury war es, die endlich mit einem schalkhaften Lächeln sagte: „Laßt es genug sein, die Männer werden sonst morgen sagen, daß wir Frauen es gewesen, die dies Thema so hartnäckig festgehalten, als den einzigen Gesprächsstoff, in dem wir uns sicher und zu Hause fühlen. Was mich betrifft, so meine ich, daß es nicht die Liebe ist, die unserm Leben die Vollendung giebt, vielmehr die Freundschaft, dies opferwilligste, vornehmste aller Gefühle; ein Freund ist seltener und deshalb kostbarer und interessanter als ein Liebhaber." — Sie hatte dies mit einem leichten scherzhaften Ton gesprochen. Es war aber Einer in ihrer Nähe, der nach diesen Worten bleich und erregt ihren Blick suchte. Die dunklen geistvollen Augen Chesterfields mühten sich, den ihren zu begegnen, allein vergebens. Die anmuthige Frau schien mit besonderer Hartnäckigkeit den Anzug der Montagu zu studiren. Seine Stimme jedoch war es, die

jetzt sagte: „Jene ideale Freundschaft ist nur mit weißen Haaren denkbar, oder zwischen Menschen, die durch Liebe an Andere gefesselt sind, nicht zwischen zwei unbeschäftigten und warmen Herzen, nicht wenn das Blut noch rasch durch die Adern jagt und das Herz schneller zu schlagen vermag beim leisesten Laut einer geliebten Stimme.“ — Es wurde ihm keine Antwort von jenen Lippen, von denen er sie erwarten mochte, dagegen rief die Montagu in ihrer lebhaften Weise: „Was wollt Ihr! Jede normale Ehe führt ja nach den ersten Jahren des Besitzes in diesen sichern Hafen. Der Kuß der Liebe schläfert uns ein, — der sanfte Händedruck der Freundschaft erweckt uns. Ist's nicht so, Worthley?“ Sie liebte es, zuweilen sich ihres Mannes in irgend einer, ihn erschreckenden Weise zu erinnern. Ohne seine Antwort abzuwarten oder auf sein verwirrtes Gesicht zu achten, ging sie auf die türkischen Frauen über und vertiefte sich in allerlei abenteuerliche Pläne, wie dieser empörenden Sklaverei des Weibes ab-

zuhelfen sei. — Der Diener unterbrach diesen glänzenden Redestrom. Die Flügelthüren in das Theezimmer öffneten sich, die Conversation glitt wieder in ihr gewöhnliches Gleis.

Als die Gäste des herzoglichen Paares etwas nach Mitternacht das Haus verließen, befanden sich nur wenige Personen unter ihnen in jenem angenehmen Zustand völliger Befriedigung. Der Herzog von Queensbury vielleicht am meisten von Allen, er hatte ja zwei neue Geschichten erzählt und viele Beobachtungen gemacht, die Herbert nun anhören mußte. „Chesterfield heirathet die Lepel, Hervey entführt die Montagu, Pope hängt sich auf, vergißt aber den Strick zuzuziehen, Gay hat sich in die Herzogin von Belton verliebt und Belton geht nächstens unter die Trappisten, aber schwerlich seiner Frau wegen", — so lautete etwa sein Selbstgespräch, als er diesmal die Treppe zu seinen Zimmern hinaufstieg.

Worthley war ungewöhnlich heiter, denn seine Frau hatte ihm keinen einzigen strafenden Blick zuge-

worfen. Das Gesicht der berühmten Frau drückte eine besondere Zufriedenheit aus. Hervey und Pope hingen ja offenbar in ihren Netzen, trotz der schönen Hofdame, und es lohnte sich wirklich, diese Beiden festzuhalten. Die moderne Circe sah diese Vermehrung ihrer Menagerie mit stolzer Freude; Pope erschien ihr als die scheue Gazelle, die immer zur Flucht bereit, der vorsichtigen Lockung bedarf; Hervey, als der furchtbare Tiger, mit den grünen funkelnden Augen, scheinbar gezähmt, zu ihr hinschauend und doch allezeit sprungbereit. Sie begegnete ihm heut erst zum dritten Mal, aber es war etwas Uebermächtiges in seinem Geist und Wesen, das sie anzog und zuweilen fast erschreckte, wie seine körperliche Häßlichkeit. Ein Tiger hatte ihr bis jetzt noch gefehlt; Lord Hervey war dazu bestimmt, als dieser Tiger aufzutreten. Sie streifte ihn triumphirend von der Seite mit ihren Blicken, als sie seinen Arm nahm und sich von ihm die Treppe hinunter führen ließ. — Mordaunt stieg während dessen hastig in seinen Wagen.

„Fort“, murmelte er, sich tief in die Kissen zurücklehnend. Der alte Diener kannte die Bedeutung dieses einen Wortes. — Fort aus dem stolzen Westende rollte der Wagen durch zahllose Straßen vorbei an großen und kleinen Brücken wie im Fluge. Weiter und weiter, bis fern ostwärts die dunkle City von Temple Airs, bis Temple Bar (nordwärts und westwärts), Westende mit seinen Palästen zurückblieb und Westminster auf der „dornigen Insel“, auf der einst König Eduard seinen Palast erbaute, sein Riesenhaupt emporhob. Neben Sommersethouse, mit seiner gewölbten prächtigen Einfahrt, vor einem kleinen gartenumschlossenen Gebäude hielt der Wagen. Es war noch Licht in den Fenstern des ersten Stocks. Durch rothe Seidenbehänge brach es seltsam glühend und lockend. In dem anmuthig, doch einfach eingerichteten Zimmer, dessen höchsten Schmuck eine reiche Blumenfülle, ein prächtiges Clavier, damals noch ein kostbarer und seltener Gegenstand, und eine Harfe bildeten, stand eine

hohe Frauengestalt aufhorchend in der Nähe der Thür. Es war keine Jugend mehr in den feinen von Kummer überhauchten Zügen, es waren dunkle Augen, die „sich im Weinen übten", eine ernste Stirn mit den Linien strenger Gedanken. Ein weites Gewand floß zu den kleinen Füßen herab, die eben erst vorwärts schritten, der Thür entgegen, das reiche schwarze Haar war in Flechten aufgenommen und bildete, um den Kopf gelegt, die schönste Krone. „War das wirklich das Rollen eines Wagens? Oeffnete sich nicht die Hausthür? kamen nicht hastige, o wie hastige Schritte die Treppe herauf?" — Die lauschende Frau fühlte ihren Herzschlag stocken. — Die Thür flog auf. Da stand er auf der Schwelle, der geliebte Mann, mit leuchtenden Augen sie begrüßend. Sie lag an seiner Brust, ihn umfassend, und so zog er sie sanft vorwärts bis zu dem Sessel. „Zwanzig Stunden sind es, daß ich Dich nicht sah", flüsterte sie und blickte zu ihm auf. War das dieselbe ernste, bleiche Lauscherin? War das nicht ein kaum achtzehn-

jähriges Mädchen, strahlend vor Glück und Liebe? — Er senkte seine Augen tief in die ihren. „Meine Anastasia, wie sehnte ich mich nach Dir", sagte er leise, mit jenem Beben der Leidenschaft, das das Herz der Hörerin beseligte, „und sie ließen mich nicht! Gott segne Dich, meine Seele, mein Haus, meine Heimath!"

Zu derselben Stunde küßte der Herzog von Beiton seiner Gemahlin die Hand. Er hatte sie so eben in ihre Gemächer begleitet.

„Ich hörte den Wagen nicht zurück über den Hof fahren, wollt Ihr ihn noch benutzen?" fragte sie, scheinbar gleichgültig, ohne ihm ins Gesicht zu sehen.

„Ich versprach, Chesterfield noch in eine Gesellschaft seiner Freunde zu begleiten."

„Morgen werden wir bei der Prinzessin speisen, Ihr vergeßt das doch nicht bis dahin?" fuhr sie nun mit einem leichten Anflug von Spott fort.

„Ich werde mich zeitig genug einfinden, um der Ehre theilhaftig zu werden, Euch zu begleiten",

lautete die eisige Entgegnung. Er verbeugte sich, ging und die Falten des sammetnen Thürvorhanges schlugen hinter seiner hohen Gestalt zusammen. Einen Augenblick stand sie wie gebannt und starrte ihm nach. — Dann preßte sie die Hände an die Stirn und sank in einen Sessel. Höher und höher färbten sich die Wangen, unruhig flog der Athem. Die Finger spielten convulsivisch zuckend mit einer feinen Kette, die sich um ihren Hals schlang. Eine goldene Kapsel hing daran. Sie riß sie heftig auf. Es war das Miniaturportrait eines Mannes. — John Gay — ob Du wohl noch weiter so stolz geträumt haben würdest, wie vor wenigen Stunden, wenn Du über die Schultern Maria Beltons hättest schauen dürfen. Ja, sie liebte, Deine kalte Schöne, sie liebte wirklich jenen Einen — die Montagu hatte Recht, aber wer war es? Finstern Auges schaute sie lange auf das Bild. Es war eine gedankenvolle Männerstirn, die sie da betrachtete, es war ein edles Angesicht, es waren vornehme Lippen und vor Allem:

es waren Augen, deren Blick berauschte und die Seele sich unterthänig zu machen und zu unterwerfen verstand, selbst wider ihren Willen. Wie mochte wohl ihre Wirkung sein, wenn sie leidenschaftlich aufflammend von Liebe redeten? — Ach, Maria Belton wußte es nicht. Die gefeierte Schönheit des Hofes von St. James hatte diese Augen nie so leuchten sehen. Ob sie sich daran erinnerte, als sie jetzt so zornig die Kapsel schloß und sie von der Kette riß. Ihre Augen blitzten, die Lippen preßten sich zusammen, sie schleuderte das Bild heftig zur Erde und ihr kleiner Fuß im weißen Atlasschuh zertrat es.

Wenige Augenblicke später jedoch — wer ergründet die Räthsel des Frauenherzens — kniete Mary Belton am Boden, die kleinen Stücke ängstlich zusammensuchend. Wie ein Kind, das aus Ungeschick sein liebstes Spielzeug zerbrochen, versuchte sie hastig, das Bild zusammenzusetzen, und als ihr das nicht gelang, warf sie sich in ihren Sessel und weinte bitterlich. —

Vielleicht murmelte in demselben Moment John Gay im halben Schlummer den Namen Maria's, seiner neuen Königin, und träumte von weißen Händen, die den Dichter mit Rosen kränzten und von süßen Lippen, die von Liebe zu ihm redeten. — Der Wagen des Herzogs von Belton rollte während dessen der Mallstraße zu, allwo sich die Gesellschaft der „Feueranbeter", unter welchem Namen ein vornehmer Spielclub sich gebildet hatte, zu versammeln pflegte. Sie waren nur noch wenige Minuten entfernt von dem Ziel ihrer Fahrt, als Chesterfield plötzlich in die Worte ausbrach: „Queensbury ist ein Narr und sie — ist das vollkommenste Weib der Erde. Sie kann nicht glücklich sein!"

„Aber sie wird Euch das nie mit der kleinsten Miene zugestehen, mein Freund, und so lange sie das nicht thut, ist kein Schimmer von Hoffnung für Euch da", lautete die ruhige Antwort. „Kitty Queensbury gehört, fürchte ich, zu jener kleinen Zahl von Frauen, die kein Glück brauchen."

„Und ich sage Euch, Belton, daß sie ein Herz hat, weich wie das eines Kindes, stolz wie das eines Mannes und warm wie das einer echten Frau, und solche Herzen können das Glück nicht entbehren, jenes einzige Glück der Erde: zu lieben und geliebt zu werden."

„Nun, so ist es eben eine Laune von ihr, sie will es versuchen, ohne Liebe mit heiterm Gesicht den Weg durchs Leben zu gehn."

„Sie kann es nicht!"

„Aber sie wird um jeden Preis die Miene annehmen, es zu können, armer Chesterfield. Ein Weib kann äußerlich Alles, was sie will. Ich bin zwar um einige Jahre jünger als Ihr, ich kenne aber die Frauen besser, Ihr habt Euch nie recht die Mühe gegeben, sie zu beobachten. Und um Einiger willen lohnt sich dies Beobachten doch. Die reizende Kitty geht vielleicht eben jetzt einsam auf und nieder, Eurer gedenkend, aber sie würde ihren Lippen verbieten, selbst in dieser tiefen Einsamkeit Euren Namen zu murmeln. Und

würde er ihr dennoch entschlüpfen, und Euch wäre es vergönnt gewesen, sie dabei zu überraschen, glaubt mir, sie würde es leugnen und behaupten, daß sie mit diesem Namen einen neuen Kopfputz gemeint, den die Modistin so zu nennen beliebte."

„Armer Belton, ich beneide Euch nicht um Eure Erfahrungen", sagte Chesterfield mit einem melancholischen Lächeln. „Lieber noch hungern, als den Ekel der Uebersättigung ertragen. — Doch sagt, wie ist es mit Eurer geheimnißvollen Geliebten, deren Anblick Ihr hartnäckig noch Niemandem gegönnt? Ist sie Euch — und was noch wunderbarer — seid Ihr der Glücklichen noch treu?"

„Leider, noch!" lautete die im leichtfertigen Ton gegebene Antwort und der Wagen hielt vor der „Höhle" der Feueranbeter.

Belton hatte Recht. Sie wanderte ruhelos auf und ab in ihrem teppichbelegten Gemach, Kitty von Queensbury. Die Kammerfrau war

von ihr entlassen worden: „Ich brauche Euch nicht mehr“, hatte sie ihr gesagt. So war sie denn allein. Nur ihr unzertrennlicher Gefährte, ein Bologneserhund, lag mit wachen Augen auf einem Sammetkissen und verfolgte jede Bewegung seiner Herrin. Jene sorglose Heiterkeit, die so manchen ihrer Freunde täuschte, war aus ihrem Gesicht gewichen, die strahlenden Augen zeigten einen Ausdruck von Trauer und Unruhe, ein Zug tiefer Ermüdung lagerte sich um den feinen Mund. Dann und wann legte sich eine zarte weiße Hand an eine weiße Stirn. „Und sie haben alle Unrecht“, murmelten die Lippen, „wir brauchen die Liebe, jenen unruhigen, unbequemen Gast nicht, um glücklich zu sein, die Freundschaft genügt. Warum mehr verlangen als mit einem geistvollen Freunde verkehren, wie es eben mir vergönnt ist? — Wir sehen uns fast täglich. Niemand hindert uns daran, weder mein sichtbares Gewissen, der Herzog, noch mein unsichtbares, mein Pflichtgefühl. Es ist kein Gedanke, ich fühle das, den wir nicht miteinander

theilen; kein Interesse, das wir nicht miteinander besprechen. Ich sehe ihn ohne Unruhe kommen und ohne Schmerz gehen, weil ich weiß, daß er keinen Tag vorüber gehen läßt, ohne mich zu begrüßen, und daß er nur scheidet, um wieder zu kommen. So wird es bleiben — denke ich — und ich werde zufrieden sein. Ich will ihnen Allen zeigen, daß man ein Herz haben und doch keine Leidenschaft zu empfinden, glücklich sein und doch nicht zu lieben braucht, ich, Kitty Queensbury, die der arme Prior den blauen „Falter", der nur von „Rosenduft" lebt, nannte. Er dachte sicher an die rothen Rosen der Liebe, — ich ziehe die weißen Rosen der Freundschaft vor."

Capitel VIII.

Die Cäcilien-Ode.

Das mittelgroße Zimmer des deutschen Musikers Pepusch war von Gästen überfüllt. Frau Margareth hatte eben deshalb ihre kleine Stube willig geöffnet und Jedem erlaubt einzutreten in den zierlich gehaltenen Raum, denn sonst hätten vielleicht einige Fälle von Schlagfluß und Erstickung die Gäste in Schrecken versetzen können. Es hatte heut eine besondere Veranlassung, dieses Gedräng. Georg Händel wollte einige Musikstücke einer neuen Art mitbringen, im Oratorienstil, die gleich prima vista gesungen werden sollten. Die Verse, die ihm Jamie an jenem Abend verstohlen mitgegeben, hatten doch gezündet, der große Musiker war entzückt von der Zartheit der Gedanken und dem Fluß der Reime. „Wenn Ihr mir immer solche Texte

gebt, höre ich auf, Opern zu componiren", hatte er gesagt, und der junge Blinde war erröthet vor Freude. „Nur ihr, Elisabeth Thomas, Nichts davon verrathen", bat er immer und immer wieder. „Sie soll nur mit der Musik zusammen jene Worte hören, dann werden sie ihr gefallen und sie wird vielleicht gestehen, daß doch auch noch ein Anderer die Berechtigung hat, einen Vers zu schreiben, als jener eine Mann, der ihr so viel Schmerz gebracht." —

Die Idee, den Plan und sogar einen Theil eines Gedichtes zur Verherrlichung der Schutzheiligen der Musik, der Märtyrerin Cäcilie, den bereits sein berühmter Oheim entworfen, hatte Jamie mit Hülfe seiner kleinen Freundin eines Tages aus jenem Kästchen aus Rosenholz entwandt, in dem Elisabeth Thomas ihre größten Schätze, Erinnerungen seliger Tage, Verse und Zeichnungen ihres treulosen und unvergeßlichen Freundes bewahrte. Lavinia schrieb das bezeichnete Blatt gewissenhaft ab und Jamie hatte sich dessen Inhalt

nach zweimaligem Vorlesen bereits genugsam eingeprägt, um nachher das Ganze umzugestalten und in die reizendsten Verse zu kleiden, die je zum Lobe einer Heiligen erdacht worden. Die Erschaffung des Weltenbaues durch die Harmonie bildete den Eingang der Ode,

„From Harmony this universal frame began“

hatte Dryden gesungen — und Jamie diese Strophen beibehalten und auf ihnen weiter gebaut. Er schilderte den Einfluß der Musik auf das Gemüth und die Leidenschaft des Menschen:

„Wie hebt und senkt Musik der Seele Flug“,

dann besang er die Wirkung der Töne der verschiedenen Instrumente auf Herz und Sinne — den Schall der Trompete, der zur Schlacht ruft; das donnernde Geroll der Trommel, das den Feind verkündet; der Flöte Klageton, der den Jammer der hoffnungslosen Liebe singt; das Schwirren der süßen Laute, die ein Grablied flüstert. Reizend war der Vers, der von der hellen Geige redete, die von Eifersucht und Ver-

zweiflung, von heißer Liebe und tiefster Qual der Sehnsucht singt, und von dem göttlichen Klange der heiligen Orgel selbst, dem Instrument der heiligen Cäcilie. Den Schluß bildete die ergreifende Schilderung des Wirkens der harmonischen Macht am Ende aller Dinge. Die Trompete tönt zur letzten Stunde des Erdenrunds:

„Was starb, das lebt,
Was lebt, verbleicht,
Und die Musik
Der Sphären schweigt — —“

Das Häuflein der Getreuen war gespannt auf die verheißene Musik, ohne von dem Ursprung des Textes etwas zu ahnen. Die Freunde der beiden deutschen Musiker hatten sich eingefunden, in neidloser Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Unter ihnen bemerkte man den gelehrten Adam Adock und seinen siebenzehnjährigen Schüler, Thomas Arne. Außer Magnus und seinem Schüler war der Tenorsänger Lampé mit seiner hübschen Frau da, der Orgelspieler Sandrini, die beiden Matthew, von denen man nicht wußte, welcher von

ihnen auf seinem Instrument, der Violine, der Bedeutendste war, der elegante Corelli, die Durestanti und ihr Anbeter, der junge Gesanglehrer Paradisi. Ob der gefeierte Operncomponist wohl auch eine geistliche Musik zu componiren im Stande, das war die Frage, die alle diese Köpfe beschäftigte. Pepusch allein war entschieden der Meinung, daß Händel sich noch größeren Beifall auf diesem Gebiete erringen werde, als in der Opernmusik. „Wer so wie Georg Händel die Orgel zu spielen versteht, daß einem jeder weltliche Gedanke vergeht, wer so die alte Kirchenmusik durchdrang und wiedergiebt, und dabei, wie er, den Kopf und die Seele voll Musik hat, der muß auch selber eine tüchtige Kirchenmusik setzen. Nun, wir werden es bald hören und dürfen's ihm offen sagen, wenn seine Musik uns nicht gefällt. Er ist eben Einer von den Großen, die für Tadel dankbarer sind, denn für Lob."

Während des Hin- und Herredens darüber hatten sich verschiedene Gruppen gebildet. Frau

Margareth saß neben der Durestanti und plauderte, wie sie es mitunter liebte, von vergangenen Tagen, vom Glanz früherer Zeiten, von Triumphen und Anfechtungen und von der Gefahr der Laufbahn einer Sängerin. Die noch immer verführerische Italienerin warf zwar lachend ein, daß die Gefahr der Langeweile eines Ehestandes für sie jede andere gering erscheinen lasse, gestand aber doch endlich zu, daß sie keine Tochter auf jenen Weg schicken möchte, den sie selber gewandelt. Dann berichtete sie ihrerseits von dem Liebling der Londoner Welt, von der eiteln und unerträglich anmaßenden Cuzzoni, von ihren abscheulichen Streichen und Coquetterien, und ergoß sich in Klagen, wußte auch zahllose piquante Geschichten von ihr aufzutischen, die von Frau Margareth mit lebhaftestem Interesse angehört wurden. Der junge Paradisi, dessen ausgezeichnete Gesangmethode man lebhaft pries und der von Italien mit bedeutenden Empfehlungen nach London gekommen und bereits von der hohen Aristokratie als Gesanglehrer angenommen

war, lehnte während dieses Gesprächs ihr gegenüber. Seine brennenden Augen hingen an den beweglichen Zügen seiner Landesgenossin. Sie beobachtete ihn scheinbar nicht und richtete nie das Wort an ihn, nur wenn er voll Ungeduld über seine wenig lohnende Stellung zuweilen Miene machte, seinen Platz zu verlassen, lächelte sie ihn an und hielt so ihr Opfer fest. In dem Winkel neben dem Kamine kauerte Lavinia auf einem Schemel zu den Füßen Jamie's. Sie hatte ihre Wange in die Hand gelegt und sah zu ihm auf: die flackernde Gluth des Feuers beleuchtete eben voll und warm die beiden jugendlichen Köpfe! Man hätte das Gesicht Jamie's weit eher für das Antlitz eines Mädchens halten können, mit seinen zarten Farben, weichen Zügen und dem träumerischen Ausdruck. Lavinia Fenton erinnerte dagegen an den bedeutungsvollen Kopf des jungen Rafael im Palast Pitti: dieselben großen glühenden Augen, derselbe gedankenschwere Blick, derselbe köstliche Mund mit den vollen und doch edlen Lippen.

„Aber, Jamie, so rege Dich doch nicht so maßlos auf“, bat sie. „Sie werden Alle an die Musik denken und Niemand wird es wagen, Deine Verse zu bekritteln. Und dann — wenn sie dem Händel gefielen, daß er sie componiren möchte, was liegt daran, ob die Anderen sie mögen oder nicht. Nicht einen Augenblick würde ich mich darum kümmern!“ — „Die Anderen, sie kümmern mich auch nicht; aber Elisabeth! — Ich denke es mir gar zu herrlich, wenn sie fragen müßte: „Wer hat diese hübschen Verse gemacht? Das sind Verse, wie ich sie liebe!“ — Und wenn ich ihr dann sagen dürfte: „Sie sind von mir, von Jamie Dryden, nicht vom Onkel John!“ — Wer weiß aber, wie sie die Worte singen werden, meine Worte! Die Durestanti kann ja kein englisches Wort aussprechen, ohne fast daran zu ersticken, und sie werden dann lachen bei meinen Versen und das zerschnitte mir das Herz. Weißt Du, Lavinia, ich bin nicht ehrgeizig und eitel, — es ist Alles nur um ihretwillen, um Elisabeth.“ —

Er war todtenblaß geworden bei diesen Worten und die Hand, die in der Lavinia's lag, eiskalt. Sein ganzes Herz mit seiner Liebe und seiner brennenden Eifersucht auf John Dryden lag plötzlich offen vor den klaren Mädchenaugen. Lavinia gab keine Antwort. Ein seltsamer Ausdruck flog über ihr Gesicht. Ein energischer Entschluß strahlte aus ihren Augen, ein kühnes Lächeln zuckte um den Mund. „Sei ruhig, Jamie", sagte sie nach einer langen Pause, tief aufathmend, „sie sollen Dir Deine Verse nicht verderben, Elisabeth soll sich ihrer freuen. Ich, die Lavinia, werde darüber wachen, sorge Dich keinen Augenblick mehr, aber frage auch nicht weiter, warte geduldig!" — Sie drückte ihm die Hand und erhob sich, um den eben eintretenden Händel zu begrüßen. O hätte Jamie jetzt sehen können, wie schön sie war, wie ihre Wangen glühten, wie reizend und sicher jede ihrer Bewegungen. Sie trug nur ein einfaches dunkles Kleid und das ungeschmückte Haar fiel in schweren Locken auf ihre Schultern, aber sie sah aus wie

ein verkleidetes Königskind, das nach seiner Krone und seinem Purpurmantel ausschaut. Händel zog sie freundlich an sich und nahm, nachdem er alle Anwesenden begrüßt, einen Augenblick neben Frau Margareth Platz. „Habt Ihr über sie zu klagen", fragte er heiter, „dann sagt es nur gleich, ich halte sie fest, die kleine Schelmin, und werde ihr tüchtig die Locken zerzausen, wenn sie allzuviel Tollheiten begangen. Wie seid Ihr mit ihren Fortschritten im Lesen und Schreiben und all dergleichen Künsten zufrieden? — Weiß sie ordentlich in der Geographie Bescheid und wird sie mir nicht wie neulich wieder einreden wollen, daß meine Vaterstadt an der Donau gelegen?"

Lavinia lachte und legte ihre Arme auf die Schultern des königlichen Mannes. „Fragt doch nicht so viel unsinniges Zeug", sagte sie, ihn voll kindlicher Zärtlichkeit ansehend, „sondern erzählt mir lieber ein Wenig von Eurer neuen Musik, die Ihr uns heut mitgebracht."

„Es ist und bleibt eine Verirrung der Natur,

daß Du, mein Kind, keine Stimme bekommen hast. Du hast eine Seele und Ohren und einen Kopf für die Musik, und mit diesen drei Dingen und einer Stimme kann man die Welt erobern, nämlich die Herzen von Männern und Frauen. Ich glaube, mein alter Freund und meine liebe Frau Margareth fangen es nicht richtig an oder haben nicht genug Geduld mit Dir, Wildfang. Ich möchte nächstens selbst einmal probiren, ob nicht doch eine Stimme in Dir stecke. Und wenn Du auch anfangs vielleicht wie ein Rabe krächzen wirst, wie einen Hänfling wollte ich Dich schon zwitschern lehren, denn gegen Dich, kleine Hexe, könnte ich nun einmal nie heftig sein."

„Wirklich nie heftig!" wiederholte sie lebhaft. „Gebt mir die Hand darauf! — So! — Ich werde Euch seiner Zeit an dies Versprechen erinnern", sagte sie.

„Sie ist doch zu alt, fast sechszehn Jahre, um wie ein Kind den Händel zu umhalsen", brummte Magnus eben seinem Freunde ins Ohr.

„Er verzieht und verdirbt sie ganz, und sie weiß nur zu gut, daß er ihr nichts abschlagen kann.“ — Als Pepusch sich aber nach der bezeichneten Gruppe umsah, löste Lavinia eben ihre Arme und gab ihren großen Gefangenen frei, aber nicht ohne ihm noch einige Tollheiten zuzuflüstern. Ihr frischer Athem und ihr duftendes Haar streiften seine Wange — seine ernste Stirn glättete sich, als er sie ansah. Dachte er an das liebe todte Schwesterlein daheim im tiefen Grabe, das einst auch so gelacht und geblickt, wie dies Kind? Er fuhr wie aus Träumen auf und schob das Mädchen von sich, als Pepusch rief: „Aber wir hungern und dursten nach einer Hand voll Noten, und das unbedeutende kecke Ding da läßt Euch Alles vergessen. Gebt ihr doch den Laufpaß!“ Da erhob er sich denn und sagte: „Nun so kommt, und Du, Lavinia, wende mir die Notenblätter hübsch ordentlich um, gieb auf Alles Acht und sage mir dann, wie Dir meine neue Musik gefällt. Schöne Theresa, ich rechne auf Euch in

einer besonders kunstvollen Arie, Ihr sollt mit Eurer Flötenstimme nichts geringeres als eine Flöte nachahmen. Und auch Ihr, Charles Lampé, werdet mir heut Eure Kunst zeigen, für Euch habe ich einige Noten aufs Papier geworfen, die nur Ihr singen könnt, denke ich. Und Ihr, Paradisi, mit Eurem hübschen hohen Baß, mögt die andere Arie singen; das Uebrige findet sich. Fangen wir also an!" — Man ging in das Musikzimmer. Er überragte Alle, wahrhaft königlich schritt er einher. Man drängte sich, als er am Clavier Platz genommen, um ihn her, man sah ihm mit unverhohlener Spannung zu, wie er die große Rolle Notenblätter auseinander=nahm, glättete und auf das Notenpult legte, man fragte nicht mehr — eine feierliche Ruhe ent=stand. Die Sänger gruppirten sich um den Meister. Die Durestanti lehnte an seinem Sessel und stützte einen der vollen, classisch geformten Arme auf das Instrument. Sie war nicht ganz ruhig, ihr Gesicht wechselte die Farbe. — „Noch

Eins", sagte Händel, „ich komme eben aus einer Probe der „Armida", die wir der eigensinnigen Cuzzoni zu Gefallen zu solch ungewohnter Stunde halten mußten, und der Kopf schwirrt mir noch von falschen Noten, ich kann also eine neue Zufuhr von dergleichen nicht wohl vertragen."

„Als ob wir je falsch sängen!" rief die Durestanti mit ihrem koquetten Lächeln.

„Nur zuweilen in Eurer Hauptarie in meinem armen „Nero", da seid Ihr so zerstreut, einige Noten, die dastehen, mit anderen, die nicht dastehen, zu verwechseln. Ist's nicht so?"

„Ungalanter Mann", scherzte sie und schlug mit dem Fächer nach ihm. Sie wußte, daß sie hier in dem Hause eines Andern auf gleichem Boden mit ihm stand und ihn also nicht zu fürchten hatte. Auch daß sie schön, war ihr bewußt, und daß der große Händel, der „deutsche Bär", in diesem Punkte eben doch nur ein Mann, der — eine reizende Frau lieber sah, wie eine häßliche.

Händel vertheilte einige ausgeschriebene Stim-

men, dann gab er eine kurze Erklärung des Gedichtes und seines Inhalts. „Wer der Dichter, danach fragt mich nicht“, schloß er, „ich werde Euch nicht antworten, es sei denn, daß er selber mir die Erlaubniß dazu gebe. Aber die Verse verdienen es schon, daß man sie achtsam anhört.“ Jamie Dryden stand in diesem Augenblicke neben Elisabeth. Sie sah ihn an und erschrak über seine Blässe. „Bist Du nicht wohl, Du zitterst ja?“ fragte sie hastig und ergriff seine Hand.

Ein mattes Lächeln theilte seine Lippen, dann sagte er leise: „Ich bin nur so begierig auf die Musik, Ihr wißt, wie mich's aufregt, wenn ich Neues hören soll!“

Sie zog ihn neben sich auf einen Sessel und ließ seine Hand nicht wieder.

„Nun gebt Acht, Theresa, ich hoffe, Ihr werdet hübsch singen, deutlich genug ist's geschrieben, das Zeichen werde ich Euch geben:

„Der Flöte sanfter Klageton.“

Mathew, an Euer Instrument.“

Die Durestanti war eine große Bühnensängerin, aber der erste Anblick von Noten, die sie studiren sollte, verursachte ihr, nach ihrer eigenen Aussage, allezeit Schwindel und Augenschmerzen. Sie konnte in diesem bejammerungswürdigen Zustande zuweilen das F nicht vom G, das C nicht vom D unterscheiden und nun gar die halben Töne wirbelten bunter durch einander als tanzende Paare auf einer deutschen Bauernhochzeit. Und wenn englische Worte dazwischen kamen, jammerte sie und nannte sich die unglücklichste der Sterblichen, die elende Sclavin eines barbarischen Volkes. Sie war, ehe sie mit Händel studirte, gewohnt, dann alle Töne auf la la la zu singen, aber das duldete ja der deutsche Musikmeister nicht. Er tobte und schalt und wollte jeder Silbe ihr Recht verschaffen. „Ton und Wort gehören zusammen, wie die Zunge und die Lippen", pflegte er zu sagen und warf die Notenblätter ohne Umstände in die entfernteste Ecke, wenn die Sänger nicht deutlich aussprachen. Und heute zitterte die

sonst so muthvolle Italienerin fast, denn es war wirklich ein ganz unbekannter englischer Text, der da auf jene Noten kam, die vor ihren Augen auf und ab tanzten. Nach einigen einleitenden Accorden sang Lampé mit ziemlicher Sicherheit seine Arie vom „Schall der Trompete" und der „Trommel donnerndem Geroll". Sie machte einen lebhaften Eindruck auf die Hörer. Händel winkte zufrieden. Dann kam die Durestanti. Es war offenbar, daß sie sich etwas vor der unbekannten Musik fürchtete. „Frau Margareth, seht mit mir ein", sagte sie leise, „ich kann keine Kirchenmusik singen." Aber Frau Margareth zog sich zurück, denn mit Händel war ja nicht zu scherzen. So setzte sie denn endlich unlustig und unsicher ein, der „Flöte Klageton", sprach allerlei unsinniges Zeug und machte in den ersten sechs Takten mindestens zweimal so viele Fehler. Jamie Drydens Gesicht erschien bald todtenbleich, bald glühend roth. Aber die gefürchtete Zornesader auf der Stirn Händels schwoll auch. Die Sängerin wurde doppelt ärger-

lich und verwirrt, sie kannte ja dies drohende Zeichen und warf einen ängstlichen Blick nach dem Kamin. Derselbe Mann, der die Cuzzoni zum Fenster hinausgehoben und eine Weile hatte zappeln lassen, weil sie nicht singen wollte, konnte ihr auch ein Leides anthun, weil sie falsch sang. Der Gedanke, daß er sie vielleicht zur Abwechselung ins Feuer halten würde, nahm ihr alle Besinnung. Der Moment, in dem die Notenblätter zerrissen in den Winkel fliegen würden, rückte immer näher. — Da plötzlich sagte eine Mädchenstimme, die ein klein wenig zitterte: „Bitte, Papa Händel, laßt mich einmal die Arie versuchen.“ —

Lavinia hatte gesprochen. Wie mit Blut übergossen erschien ihr Gesicht und die dunklen Augen flammten. Sie strich sich das Haar aus der Stirn und trat an die Seite der Durestanti. Wäre die Decke eingefallen oder der König ins Zimmer getreten, hätte Pepusch mit Magnus einen Bajaderen-Tanz aufgeführt, oder Frau Margareth ihre Harfe zerschlagen — keines von all

diesen Dingen würde auch nur zur Hälfte diesen Aufruhr zu Wege gebracht haben, als die einfache Aeußerung dieses Kindes. Aller Augen richteten sich auf das junge Mädchen — eine Fluth von Fragen und Ausrufungen wallte auf. Die Stimme Händels war es, die endlich Alle zum Schweigen brachte. „Ich habe immer gedacht, daß Du singen müßtest, Kind, so singe denn", sagte er ruhig. Dabei nahm er der Durestanti das Notenblatt ab und gab es Lavinia. Wenige Augenblicke später sang aber das junge Mädchen mit all der wundervollen Zartheit und Süßigkeit ihrer Stimme die Arie:

„Der Flöte sanfter Klageton."

Mathew begleitete, wie eben Mathew nur begleiten konnte, aber er gestand später, daß er die Noten zuletzt durch einen Thränenschleier habe hindurchschimmern sehen, so habe ihn der Gesang Lavinia's ergriffen. Und dabei die klarste Aussprache, das innigste Verständniß neben einer Stimme, wie sie noch nie gehört worden war.

Die Wirkung dieses unerwarteten Gesanges war eine ungeheure. Noch Niemand hatte ja das junge Mädchen singen hören! Selbst die Durestanti überwand sich und küßte ihre so plötzlich aufgetauchte Nebenbuhlerin. „Ihr habt Eure Sache brav gemacht, und ich will lieber eifersüchtig sein auf eine werdende Nebenbuhlerin, als mir von Händel ein Ohr abreißen, oder mich von ihm an den Bratspieß stecken lassen,“ scherzte sie. Händel reichte ihr nur die Hand und sagte: „Gott segne Dich, Kleine, ich habe es wohl geahnt, daß Du eine Nachtigall, ich hätte Dich sonst nicht so lieb gehabt; Du wirst von nun an aber bei mir singen, Kind, für Dich werde ich immer Zeit haben. Und wenn aus Dir nicht die größte Sängerin wird, so trage ich nicht die Schuld daran.“ — Die kleine Gesellschaft glich nun einem vom Sturm aufgewühlten See. Man wollte tausend Dinge erfahren, man fragte, lobte, bewunderte, schalt durcheinander. Frau Margareth war fast regungslos vor Ueberraschung über den selbstständigen Schritt des Kindes. Sie

ahnte die ganze Tragweite desselben und zitterte vor der Zukunft. Obgleich sie selbst sich ja tausend Mal gesagt: „einmal muß Lavinia ihren goldenen Schatz der Menge zeigen!“ Aber sobald hatte es nicht geschehen sollen! „Böses Mädchen, was hast Du gethan!“ flüsterte sie ihr zu. „Aber, liebe Tante, der Oheim hat ja auch immer gesagt, daß ich singen dürfte, sobald ich etwas könnte“, lautete die Antwort. „Und ich wollte Euch und Allen endlich zeigen, daß ich Etwas gelernt habe von Dir und ihm!“

Pepusch, der diese Worte gehört hatte, klopfte seinem Liebling mit beifälligem Kopfnicken auf die Schulter. Er sah strahlend aus. Frau Margareth behauptete, fast so wie an ihrem Hochzeitstage. — „Ich sagte es immer Deiner Pflegemutter, daß sie Dir die Flügel nicht beschneiden könne und Du ihr einmal wegfliegen müßtest, wie das bei wirklichen ordentlichen Vögeln der Brauch. Sie hat's nicht glauben wollen und nun sieht sie's. Du bist flügge und kannst nicht mehr

im Neste bleiben. So flieg' denn aus und singe nach Deiner Bestimmung — es sollte so sein!"

Nur drei Menschen hatte jener seltsame Auftritt still gemacht, und sie allein hielten sich auch zurück von der jungen Sängerin. Jamie Dryden saß regungslos in seinem Sessel, seine Hand zitterte in den Händen Elisabeths. Von Zeit zu Zeit sagte er nur: „Wie schön sie sang, wie himmlisch ihre Stimme klingt! Und sie wird jetzt vor aller Welt singen, sie wird Alle bezaubern, wie sie uns bezauberte. Alle müssen sie hören, wie wir sie hören: Gott segne sie." — Elisabeths sanfte Augen hingen aber mit dem Ausdruck bängster Sorge an seinem blassen Gesicht. So erregt hatte er noch nie von Lavinia's Gesang gesprochen. Ein Aufruhr tobte in ihrem Herzen, wunderbare, quälende Gefühle erhoben sich, die sie ängstigten. Lavinia's Schönheit und Jugend hatten noch nie diese Marter in ihr wach gerufen. Jamie's Augen sahen sie ja nicht, in dieser Stimme erst war, das empfand sie klar, eine unbesiegbare Nebenbuh-

lerin für sie aufgestanden, diese Stimme mußte einen übermächtigen Eindruck auf das Herz ihres Lieblings machen. Nicht an Lavinia, an diese Stimme verlor sie ihn jetzt! Es war, als ob der Moment einer Entscheidung gekommen! Ein wilder Schmerz durchzuckte sie. War sie denn dazu bestimmt, Alles zu opfern, was sie liebte? Sollte sie zum zweiten Male Alles verlieren, was sie anbetete? — Jamie's Hülflosigkeit hatte ihn so ganz in ihre Hände gegeben, und nun sollte sie ihn wirklich verlieren, ihn, der ihr Alles geworden?! — Wie oft sie Lavinia auch singen gehört, so schön war ihre Stimme ihr noch nie erschienen.

Sie empfand eine tiefere Abneigung denn je gegen das junge Mädchen, die ihn ihr geraubt; sie hätte um Alles sich nicht zu überwinden vermocht, ihr ein Wort des Lobes zu sagen.

Und als jetzt Jamie fragte: „Sang sie nicht bezaubernd?“ antwortete sie mühsam: „Gewiß, aber die Verse, die sie sang, waren noch bezaubernder als ihre Stimme.“ —

Da flog es wie ein überirdisches Leuchten über sein Gesicht, da neigte er sich zu ihr und flüsterte: „Nun denn, Elisabeth, sie sind von mir, diese Verse, für Euch gedichtet! Und ich habe noch nie eine Freude gefühlt, noch nie eine größere Seligkeit empfunden, als in diesem Augenblick. Nicht wahr, er allein war kein Dichter!“ — Nach diesen kaum verständlichen Worten sank er ohnmächtig an ihre Schulter. Sie schrie nicht auf, sie nahm ihn nur, wie eine Mutter ihr sterbendes Kind, mit übermenschlicher Kraft in ihre Arme und trug ihn, ohne daß es irgend Jemand gewahrte, in Frau Margareths kleines Gemach. Als sie ihn aber dort in einen Sessel niederließ, lautete ihr Gebet, daß sie ihn selbst an Lavinia Fenton verlieren möchte, nur nicht an — den Tod.

Der Orgelspieler Magnus hatte seinen Winkel noch nicht verlassen seit Lavinia's Gesang. Niemand achtete auf ihn. Keiner bemerkte das zuckende Spiel seiner Hände und das Arbeiten in seinem braunen, faltigen Gesicht. Es wetterleuch-

tete wahrhaft auf seiner Stirn, und die Lippen öffneten und schlossen sich wie bei einem Menschen, der gewaltsam nach Luft ringt. Endlich erhob er sich und trat zu Frau Margareth heran. „Auf ein Wort im Geheimen", flüsterte er ihr zu. Sie ging, erschrocken über seinen ernsten Ausdruck, ein Wenig bei Seite mit ihm. Er zog sie hastig an das nächste Fenster. Eine Weile stand er neben ihr, ohne zu reden. „Ist Euch nicht wohl zu Muthe?" fragte sie ihn endlich ängstlich. „Nicht ganz", lautete die Antwort. „Ich muß Euch aber einige Fragen vorlegen. Nicht wahr, Ihr seid in Sorge um das Kind, das jetzt für Euch verloren geht?" Sie nickte und die Thränen schossen ihr in die Augen. „Nun, so gebt sie in sichere Hände und sie bleibt Euch. Verheirathet die Kleine sobald als möglich." — „Ach, das war ja längst mein Wunsch", seufzte sie, „aber wer soll sie so schnell heirathen? Händel hörte ich sagen: in sechs Monaten soll sie auftreten! In sechs Monaten dies Kind auf der Bühne! Wäre der Jamie nicht blind —".

„Unsinn, zwei Kinder zusammenzuthun, und die Lavinia einem Manne zu geben, der keine Augen hat! Ich weiß einen andern Freier für das Mädchen, der es sicher hüten und bewahren wird!"

„Wer ist der?" forschte Frau Margareth lebhaft.

„Hier steht er vor Euch: ich will die Lavinia heirathen."

„Ihr? Ist das Euer Ernst? Seid Ihr — ist nicht die Kleine noch zu kindisch für Euch?" stotterte Frau Margareth.

„Ich liebe solche Kinder nun einmal! Und gut soll sie's haben, und zu leben hat der Magnus auch! und zusammen bleiben wir dann Alle."

„So redet mit Pepusch und mit der Kleinen selber, ich bin's zufrieden", sagte Frau Margareth mit verwirrtem Herzen.

„Pepusch braucht es noch nicht zu wissen, ich will erst mit Lavinia reden; ich denke, ich habe ein Mittel gefunden, sie zu einem „Ja" zu bewegen und dann dürfen, dann können die beiden

Väter nicht „Nein“ sagen. Morgen früh komme ich, da laßt mich eine Viertelstunde mit dem Kinde allein.“

„Gott gebe seinen Segen dazu“, antwortete die Ueberraschte seltsam bewegt und trat zurück, denn eben schritt Händel auf Beide zu.

Am nächsten Morgen in aller Frühe erschien der berühmte Orgelspieler im Hause seines Freundes. Pepusch arbeitete, Frau Margareth hatte entsetzlich viel in der Küche zu thun, gerade heute, und so fand denn der Besucher, wie er gewünscht, Lavinia ganz allein am Spinett, ihre Solfeggien übend. „Denkt! In einer Stunde bringt mich der Oheim zum Händel zur ersten Singstunde!“ rief sie ihm triumphirend entgegen. Er antwortete nicht, sah sie einige Augenblicke an, zog dann sein Taschentuch hervor und trocknete sich die Stirn. Draußen schneite es und der scharfe Nordwind rüttelte an den Fenstern.

„Ist Euch warm heute?“ fragte sie verwundert. Dann musterte sie ihn von oben bis unten und brach in ein lustiges Gelächter aus. „Wie habt Ihr Euch denn geputzt!“ rief sie, „ich sah nie eine buntere Weste und noch nie größere Locken einer Perrücke. Was habt Ihr vor?“

„Mit Dir zu reden, Lavinia.“

„Mit mir? Warum seht Ihr mich so sonderbar dabei an? Ihr wollt doch nicht Euer — das Bild wieder haben?“ und ein Ausdruck von Angst und Schrecken zeigte sich in ihrem Gesicht.

„Einstweilen noch nicht, mein Kind, und nie, wenn Du thun wirst, um was ich Dich bitten will.“

„Bitten? Ihr Magnus?“

„Ja! Du brauchst mich aber nicht dabei so anzusehen, wie eben jetzt; überhaupt wäre es mir angenehm, Du setztest Dich noch eine kleine Weile an das Spinett und sängest Deine Scalen zu Ende, ich muß mich wirklich noch einen Augenblick ausruhen.“

„Das ist mir lieb, ich bin in fünf Minuten fertig", sagte sie unbefangen und nahm ihren Platz vor dem Instrument wieder ein.

Während sie sang, hielt der berühmte Orgelspieler Magnus folgendes Selbstgespräch:

„John, du bist ein Mann, ein nicht ganz junger Mann, aber ein kluger Mann, ein gefeierter Mann, sie nennen dich den größten Orgelspieler in England und einen Grobian obendrein, der sich sehr viel Geld verdient. Nun frage ich dich, wie du so erbärmlich und lächerlich sein kannst, dich vor einem kleinen Mädchen zu fürchten. Sie ist kaum sechszehn Jahre alt, muß also im Grunde froh sein, daß man mit ihr redet, sie beachtet und sie gar — pfui! es ist so abscheulich heiß hier, Frau Margareths Stuben sind wirklich zu eng für solch riesiges Kaminfeuer, ich habe es immer gesagt! — Was ist in aller Welt an solchem kleinen Dinge, das einem Magnus Furcht machen könnte? Sie ist hübsch und hat eine hübsche Stimme, aber das sind doch Alles keine Dinge zum Fürchten!

Gelernt hat sie noch Nichts, gesehen auch nicht; es giebt nichts Unbedeutenderes auf der weiten Erde, als solch ein kindisches Mädchen, und es ist, bei Lichte betrachtet, eine Art Opfer, das ich meinem Freunde bringe, wenn ich — sie heirathe.“

Hier schloß eben Lavinia ihr Solfeggiren und stand mit einem Sprunge neben ihm. „Nun erzählt mir, was Ihr vorhabt“, sagte sie, „aber sehr lang darf's nicht sein, denn Ihr wißt, ich habe die erste Singstunde bei Händel und muß pünktlich da sein! Ach, wie ich mich freue, ich bin ordentlich heiß vor lauter Erwartung. Fühlt einmal!“ Und dabei faßte sie die runzelvolle Hand des berühmten Orgelspielers und drückte sie an ihre Wangen. Im nächsten Augenblick ließ sie dieselbe lachend fallen. „Wenn man Eure dicken Finger ansieht“, scherzte sie, „sollte man doch wahrlich nicht denken, daß Ihr so herrlich Orgel spielt!“

„Setze Dich einmal hierher, Lavinia — so — und nun höre zu: Weißt Du noch, wie Du mir einst versprochen hast, daß Du Alles hergeben

wolltest, was ich von Dir verlangen würde, wenn ich Dir das alberne Bild ließe?“

„Das will ich auch halten!“

„Nun gut. Die Zeit dazu ist gekommen. Ich will Dir dagegen auch noch etwas schenken, nämlich eine Reise nach Deutschland, in das Vaterland unseres allergnädigsten Königs, nach Hannover, und da wollen wir auch in jenes verzauberte Schloß, wo die Königin wohnt, die Dein toller Graf so geliebt hat, und dort hängt auch sein großes Bild, hörst Du — das Du Dir dann ganz in der Nähe besehen darfst, und wenn Du Lust hast, so können wir auch einmal in die Bärenstadt reisen, wo der Händel zu Hause ist, — und Du brauchst nur ja zu sagen, Kind; aber es ist hier wirklich zum Ersticken heiß!“ —

„Ich sage ja, tausend und abertausend Mal, und was soll ich weiter thun?“

„Etwas Geringes, mein Kind: meine Frau werden!“

Sie starrte ihn an: „Eure Frau, bei Euch

wohnen in der staubigen Stube, immer bei Euch sein? Nein, John Magnus, das meint Ihr doch nicht im Ernst? — Ich käme ja gar nicht aus dem Lachen heraus!" setzte sie wieder heiter hinzu, „und Ihr wißt, wie oft Ihr mich gerade deshalb gescholten."

„Wenn das Deine einzige Sorge ist, so überlasse sie mir. In der Ehe gewöhnt man sich das Lachen ab, wenigstens solch kindisches Lachen. Und die Stube wird nicht mehr staubig sein, ich lasse hübsch aufräumen und abwischen, und dann, weißt Du, werden wir uns ja eine Weile in Deutschland herumtreiben."

„Wenn Ihr Euch herumtreibt, so laßt mich nur so lange in dem verzauberten Schlosse, wo das Bild hängt. Wollt Ihr?"

„Nein, mein Kind, ich bleibe bei Dir und wenn Du sechs Monate bei dem Bilde zu sitzen Lust hättest. Nun, willst Du?"

„Wenn wir gleich nach der Verlobung nach Hannover reisen, ja!" —

„Das geht nicht, das gehört sich nicht, wohl aber gleich nach der Hochzeit. Und ich gebe Dir auch alle Tage Singstunde. Du darfst oben auf dem Chore bei mir sein, wenn ich Orgel spiele, und Jamie wird jeden Sonntag bei uns essen und Deine Pflegeältern auch, und Dein Vater darf alle Tage Dich besuchen.“

„Soll das Alles sein? Wirklich?“ rief sie mit leuchtenden Augen. „Nun ja, ich will Eure Frau werden; das heißt, wenn Papa und meine Pflegeeltern Nichts dagegen haben. Aber ich sag's Euch im Voraus, ich werde lachen bei der Trauung, es kommt mir Alles gar zu lächerlich vor. — Kommt jetzt zur Frau Margareth und dann muß ich in die Singstunde. Soll ich's auch dem Händel erzählen?“

„Niemandem eher, als bis wir getraut sind, mein Kind, das bitte ich mir hiermit feierlichst aus.“

Capitel IX.

Henry Carrey.

Motto:

Lieb' ist ein Rausch, den Seufzerdämpf' erzeugten,
Geschürt, ein Feu'r, von dem die Augen leuchten —
Gequält, ein Meer, von Thränen angeschwellt. —
Was ist sie sonst? Verständ'ge Raserei
Und ekle Gall und süße Spezerei.

Shakespeare.

Seit vielen Wochen brachte John Gay, der Verurtheilte, wirklich seine Tage in einem großen finstern Hause am Ende des Blackfriarsroad zu, allwo Chesterfield ihm ein Kämmerchen gemiethet. Mit großer Feierlichkeit hatten drei der Auserwählten des devils dozen ihn dort hingebracht und voll Jubel und Scherz in seine neue Wohnung eingeführt. Die Andern durften nicht erfahren, wo man ihn versteckt, er sollte ja keinen Besuch empfangen aus der ihm bekannten Welt — Nichts durfte ihn in der Arbeit stören. Es war

ihm seltsam zu Muthe dort, dem verwöhnten Liebling der Vornehmen, und als seine lachenden, übermüthigen Richter ihn verlassen, fühlte er etwas von der bangen Angst eines Kindes in sich, das man in eine dunkle Stube sperrte. Er hatte vorgezogen, seine Gefangenschaft freiwillig bis zu Ende seiner Arbeit in völliger Isolirtheit zu ertragen, sie in keiner Weise zu unterbrechen und deshalb unter dem Vorwand einer längeren Reise zu einem erkrankten Verwandten in Schottland, sich bei der Herzogin von Queensbury und ihren Freunden verabschiedet. Daß er seine kaum erworbene schöne Freundin, die Herzogin von Belton, so bald wieder verlieren mußte, war ihm sehr hart, der Gedanke an sie und ihre geheimnißvolle Liebe begleitete ihn in seine Verbannung. Würde sie ihn auch nicht vergessen?! — John Gay kannte das Frauenherz zu genau, um ein „Nein" auf diese Frage zu befürchten. Eine kurze Unterbrechung — Abschied und Wiedersehen — reizt und erregt die Fantasie. Und er nahm sich vor, mit ruhelosem

Eifer zu arbeiten, diese Trennungszeit zu kürzen — nicht um seinet-, nein zunächst um ihretwillen, gebot eine Stimme in seinem Herzen.

Wie einsam es doch war in dem düstern Stübchen! Am liebsten hätte er sogleich das ganze Haus durchsucht, um nur wenigstens unter Menschen zu kommen und seine unmittelbaren Nachbarn kennen zu lernen. John Gay gehörte zu jenen, soll man sagen, geselligen oder — unselbständigen Naturen, die in allen Lebenslagen und Stimmungen um jeden Preis Menschen sehen wollen. Es ist keine bestimmte Gestalt, kein bestimmtes Antlitz, keine bestimmten Augen, nach denen sie Verlangen tragen, nur eben nach Gestalten, Gesichtern und Augen überhaupt, so wie sie sich auch nicht nach dem Wort sehnen, wenn sie Menschen reden hören wollen, sondern eben nur nach dem Laute der menschlichen Stimme überhaupt. Der Dichter war verwöhnt durch Frauensorge, er meinte nicht leben zu können, ohne eines jener sanften Wesen in seiner

Nähe zu fühlen, das sich in irgend einer Weise mit ihm beschäftigte, an ihn dachte. Die Vorstellung, hier ohne diese gleichsam sichtbaren schützenden Gottheiten, die bis jetzt sein Dasein gehütet, Wochen, Monate verbringen zu müssen, war ihm über alle Beschreibung peinlich. Seine erste Rundschau entmuthigte ihn fast. Das Fenster seines Exils ging in einen engen schmutzigen Hof hinab, der von allen Seiten von grauen Mauern und Häusern eingeschlossen war. Ein kranker Fliederbaum stand in einer Ecke, in der Mitte befand sich ein Brunnen, der Versammlungspunkt zerlumpter Kinder und schrecklicher Weiber. War es nicht lächerlich, fast wahnsinnig, um eines tollen Einfalls willen hier auszuharren? Konnten hier wirklich Wesen leben und athmen? Konnte man hier etwas Gutes schaffen?

In den ersten Monaten verhing er sein Fenster mit seinem Mantel, zündete Kerzen an und versuchte mit verzweifelter Anstrengung zu arbeiten. Abends huschte er ins Theater, nach Sadlers

Wells, oder lief in den Straßen umher, um Studien zu machen. Aber alles dies ermüdete ihn bald und das Arbeiten bei verhangenen Fenstern ging auch nicht, allerlei tolle Gedanken kamen, Gespenster über Gespenster, er hielt es nicht aus. An einem besonders hellen Tage löschte er denn die Kerzen, riß das Fenster auf und ließ die Luft hereinströmen — es war ja Frühling geworden, selbst hier in Blackfriarsroad. Er warf die vielen, mit trüben Gedichten und ausgestrichenen Scenen bekritzelten Bogen bei Seite und nahm neues Papier. Mit dem Seufzer eines Erlösten trug er seinen Tisch ans Fenster und schrieb zum hundertsten Mal den Titel: „Die Bettleroper." Zum ersten Male aber fiel Sonnenschein darauf und der Schatten einer vorbeifliegenden Schwalbe huschte über's Papier. — „Erster Act, erste Scene" — schrieb er weiter, dann hörte er auf, wie so tausend Male schon. Schwermüthig stützte er seinen Kopf auf die feine Hand, deren Weiße der schlechte braune Rock auffallend hervortreten ließ. Da

hörte er eine hübsche Frauenstimme plötzlich eine Melodie singen, ein kleines Liedchen, in dem die Jungfrauen mit Blüthen verglichen wurden und die Männer mit Schmetterlingen. Er horchte auf und schaute hinaus. Die Sängerin saß ihm gerade gegenüber an einem kleinen Fenster, vor dem ein Vogelbauer hing und ein Myrthenbäumchen stand und schien so eifrig damit beschäftigt, Goldfäden auf dunkelblauen Sammet zu nähen, daß sie nicht einmal die Augenlider hob. Von dem feinen blassen Gesicht war die erste Jugend weggeweht, ein schmerzlicher Zug lag um den Mund. Reiches braunes Haar, vom Puder unberührt, war unter ein blendend weißes Häubchen geschoben, etwas nachlässig, mit nicht der geringsten Coquetterie. Auch das weiße Halstuch war achtlos umgesteckt. Der Dichter betrachtete mit Neugier und Interesse die neue Erscheinung. „Ist sie eine Frau, die es nicht mehr der Mühe werth hält, vor den Augen eines sie verabsäumenden Gatten reizend zu erscheinen?“ fragte er sich.

Nein, dazu war sie noch zu jung, solche Gleichgültigkeit und Lässigkeit tritt erst später zu Tage. Auch zeigten die Bewegungen des neuentdeckten Sternes nicht jene ruhige Sicherheit der Frau, der das Leben keine Geheimnisse mehr entgegen zu tragen vermag, sondern vielmehr jene hastige Ruhelosigkeit des Mädchens, das noch sucht und begehrt. John Gay verwendete kein Auge mehr von ihr, bis sie gegen Abend — ach, es wurde so früh Abend an diesem verdunkelten Plätzchen, — aufstand, ein Licht anzündete und den Vorhang am Fenster schloß. Das geschah aber nicht, ohne vorher noch mit dem kleinen Vogel im Bauer halblaut geplaudert und den Myrthenstock mit auffallender Sorgfalt begossen zu haben. Er sah dann noch einige Mal ihren schlanken Schatten auf dem weißen Grunde des Vorhanges sich abzeichnen. Als er verschwunden war, schob er seinen Tisch zurück und versuchte zu arbeiten. Es ging auch wirklich besser als seit langer Zeit; allerlei anmuthige Gestalten schwebten der Dichterseele

vor — und im Traum noch hörte er das süße kleine Lied:

„Die Mädchen sind wie Blüthen,
So thauig, frisch und hell,
Wenn nur die holden Blumen
Nicht welkten gar so schnell.“

An das schnelle Welken dachte John Gay denn auch am andern Morgen, als er das feine Mädchengesicht da drüben wieder sah, recht genau und lange, und nahm sich vor, die Zeit des Blühens dieser weißen Rose noch möglichst zu nutzen. Von dem schmutzigen Burschen, der seine Bedienung bildete, erfuhr er bald, daß die Kleine eine Waise, die, unter dem Schutze ihres Bruders, von ihrer Hände Arbeit lebe. „Sie stickt für die reichen Damen Kleider und Schleiertücher und heißt Ellen“, schloß der kurze Bericht, „ihr Bruder kommt aber selten einmal zu ihr. Er hat viele reiche Freunde und bei ihnen gefällt's ihm wohl besser als bei der armen Schwester. Wie ein Prinz geht er einher und sie stickt seinen Mantel

und bezahlt seine Kleider. Niemand weiß, was er eigentlich für ein Handwerk treibt!"

Dieser Bericht interessirte den Dichter. Seine Phantasie begann zu arbeiten. Das Köpfchen da drüben, die zierliche Gestalt reizten ihn, das Leben der jungen Stickerin fing an, ihn zu beschäftigen. Er, der Aristokrat in der Gesinnung, das Schooßkind des vornehmen London, der dies anmuthige Geschöpf, wenn es ihm auf der Straße begegnet, wohl kaum eines Blickes gewürdigt hätte, fand plötzlich, zum ersten Mal, daß auch ein weißes Häubchen der Beachtung werth, daß auch ein geblümtes Zitzkleid reizende Falten werfen, daß auch Finger, die keine kostbaren Ringe, Arme, die keine Spangen schmückten, hübsch sein könnten. Das Dichterherz erwärmte sich. „Die Mädchen sind wie Blüthen —" summte es ihm in den Ohren.

John Gay war nicht blos ein Dichter, er war ein Mann, also gewöhnt, beim Anblick jedes begehrenswerthen Gegenstandes sofort die Hände zu erheben, um ihn an sich zu ziehen zu bequemerer

Besichtigung; den zufälligen Eigenthümer desselben auch nöthigenfalls herausfordernd zum Kampf auf Leben und Tod. War kein Eigenthümer da, so fand er das durchaus nicht angenehm, denn nur das Begehrte wird wieder begehrt, nur das Erkämpfte hat Reiz, nur das Verbotene lockt. Den geheimnißvollen Bruder verwandelte die Dichterphantasie sofort in einen Geliebten und diesem Unbekannten die Geliebte zu entreißen, erschien dem Verbannten eine lohnende und zeitvertreibende Aufgabe. Sein ganzes Wesen erhielt in diesem Gedanken einen neuen Schwung, er hoffte, Romantisches zu erleben, zunächst allerdings zum Nutzen für seine Arbeit, sodann, um der Herzogin Belton, seiner neuen Gebieterin, fesselnde, kleine, halbverhüllte Geschichten erzählen zu können von der Allgewalt der Liebe. Es war in jedem Falle die anmuthigste Zerstreuung, eine Versüßung der traurigen Verbannung; mit der Aussicht auf dies Köpfchen, in der Umrahmung des Fensters, erschien ihm sein Loos nicht mehr gar zu beklagens-

werth. Er nahm sich vor, diese Begegnung auszubeuten, dieser Gestalt näher zu treten. Ohne Frauen konnte er nun einmal, er empfand es klarer denn je, weder leben noch arbeiten. Sie mußten ihm wider Willen arbeiten helfen, „zu ihrer eignen Unsterblichkeit“, wie seine Eitelkeit sein Gewissen beschwichtigte. So kam es denn, daß nach allerlei kleinen, geschickt herbeigeführten, scheinbaren Zufälligkeiten zuerst ein Gruß, dann ein paar Worte mit dem anmuthigen Gegenüber ermöglicht wurden. Endlich fiel der Myrthenstock, der schon einige Mal bedenklich gewankt, wirklich in den Hof hinab, ein neuer wurde hinaufgebracht und erröthend angenommen, freilich in Gegenwart einer alten, halb blinden, halb tauben Magd, die sich im Zimmer zu schaffen machte. Später, als er einige Bücher brachte, erschien diese nur noch im dunklen Flur, ein unheimlicher Schatten, und als Gay's Besuche endlich regelmäßig wurden, zeigte sie sich gar nicht mehr. „Sie war meines Bruders Amme“, erklärte das Mädchen, dessen Vor-

namen „Ellen“ er jetzt durch sie selbst wußte, auf seine Frage.

Eine Idylle setzte sich nun allmälig in Scene in dem traurigen und verworfenen Blackfriars, so anmuthig und poetisch, wie in Arkadien selber. Der Dichter, der sich als armer Schreiber bei ihr einführte, erfuhr von seiner holden Nachbarin nun auch, daß sie eine Waise und mit ihrem Bruder hier lebe. Mit einem leisen Seufzer erzählte sie ihm noch, daß dieser Bruder nur die Sonntage bei ihr zubringe, wo er dann aber Niemanden sehen wolle als eben sie allein, weil er auszuruhen begehre von seinen Beschäftigungen und seinem Verkehr mit den Menschen. Er gehöre dann ihr allein, gleichsam zum Danke für eine lange einsame Woche voll Arbeit. Es war etwas Geheimnißvolles in ihren Mittheilungen, etwas Verhülltes, aber John Gay forschte nicht weiter, er sehnte sich gar nicht danach, den Schleier zu heben, dies Dunkel eben reizte ihn. Er fand das Mädchen zwar weniger hübsch in

nächster Nähe, als von seinem Fenster aus, was Farbe und Form betraf, dagegen aber feiner und geistiger im Wesen, als er sich's hatte träumen lassen. Schon nach wenigen Zusammenkünften interessirte sie ihn lebhaft. Einfach und doch so feinfühlend, unwissend und doch so verständnißvoll, arm und doch so vornehm in ihrem Sein und Empfinden, zog sie ihn von Tag zu Tag mehr an, es lohnte sich wohl, dachte er, dies Herz zu sondiren, diese Seele zu begeistern; war ihm doch Zeit genug dazu gelassen und Freiheit.

„Ich sehe Euch immer lesen und schreiben an Eurem Fenster", seufzte Ellen einmal. „Ich wollte, ich könnte das auch nach Belieben. Wie liebe ich die Bücher. Den ganzen Tag würde ich lesen, wenn ich nicht arbeiten müßte!" Sie sagte ihm das eines Morgens, als er ihr im Hause begegnete, sie kam eben aus der Messe zurück.

„Nun, so erlaubt, daß ich Euch etwas vorlese. Darf ich täglich eine Stunde kommen, während Ihr arbeitet?"

„O gewiß. Wenn Ihr Zeit habt, so kommt doch von vier bis fünf Uhr. Ihr seid wohl ein Schreiber für einen Richter oder Advokaten und müßt sicher hart arbeiten?“

„Hart arbeiten muß ich, da habt Ihr Recht.“

„Nun, dann haben wir ein gleiches Loos. — Thun Euch auch wohl zuweilen die Augen weh?“

„Noch nicht! Ich arbeite noch nicht lange in solcher Weise.“

„Ich werde meinem Bruder von Euch erzählen, ich denke, er wird nichts dagegen haben, wenn Ihr mit dem Buche kommt. Bringt nur immer recht schöne Sachen mit, aber traurig müssen sie sein, sehr traurig, das ist mir das Liebste. Und Verse, ach, ich kann Euch nicht sagen, wie gern ich die höre!“

Und er kam von diesem Tage an regelmäßig Punkt vier Uhr, um eine Stunde in dem Stübchen der Stickerin zuzubringen. Da las er denn bald einige Verse Miltons, bald ein Stück aus Spensers Feenkönigin, auch einmal einzelne Scenen aus

Othello und erschrak fast, als sie ruhig sagte: „Les't doch das ganze Stück von vorn, ich kenne es, mein Bruder hat mir's einmal gelesen." Und John Gay las noch mehr, auch den König Lear und den Romeo. Die Achtsamkeit und Empfänglichkeit seiner Zuhörerin entzückte und schmeichelte ihm. In dem Gemach der Herzogin, seiner hohen Schützerin, hatte er niemals solche Seufzer des Mitgefühls vernommen, solche Thränen tiefster Erregung gesehen, als hier in dem schlichten Stübchen der Näherin. „Wenn sie mich hier sähen, meine vornehmen Freunde", dachte er zuweilen, „den verzogenen Liebling der Frauen in schlechten Kleidern, als armer Schreiber einer armen Arbeiterin gegenüber, den Monolog Hamlets lesend!"

„Habt Ihr Euren Bruder gefragt, ob ich kommen darf", fragte er einmal.

„Noch nicht", antwortete sie erröthend, „aber ich weiß, daß er es erlauben würde. Er hat jetzt so viel im Sinn, was ihn beschäftigt."

Er hatte diese Antwort heimlich erwartet, er

triumphirte aber doch, als er sie hörte; der erste Schritt zu diesem Herzen war geschehn: sie hatte bereits um seinetwillen ein Geheimniß. Hätte irgend Jemand dem Dichter verrathen können, daß der Bruder dieser seiner neuen Freundin ein Mann war, der nicht nur in der Beswik-Schenke, sondern sogar in gewissen vornehmen Kreisen als sein Nebenbuhler auftrat, dessen Gesellschaft die Reichen und Vornehmen suchten, den man feierte und verzog, mehr noch seiner Gestalt und ausgezeichneten Manieren wegen, als um seiner hübschen Verse willen, wie würde er gestaunt haben. Der Name dieses Mannes lautete: Henry Carrey. John Gay und Niemand wußte aber irgend etwas von Carrey's näheren Verhältnissen, Niemand ahnte, daß ihm noch Angehörige lebten. Es fiel auch Keinem ein, danach zu forschen. Er trat auf wie ein unabhängiger Mann, hatte ein elegantes Zimmer in irgend einem Hause einer fashionabeln Straße, wo er seine Freunde empfing, und man wußte, daß er sich um die Gunst der

stolzen Mary Lepel bewarb. Wovon er lebte und wo er seine Sonntage zubrachte, kümmerte Niemand.

Henry Carrey war der Sohn eines verarmten Krämers, der im Schuldgefängnisse starb, und einer schönen Schauspielerin, die aus Liebe zu diesem Manne arm und elend wurde. Von frühester Kindheit an hatte der Knabe jene tiefe unbegrenzte Sehnsucht nach jenem zauberischen Etwas in sich gefühlt, das wir den Glanz und die Poesie des Lebens nennen, jene Sehnsucht nach Reichthum und Rang, jene Vorliebe für alles Strahlende und Anmuthige. Wie ein Durstender in der Wüste verträumte er seine Kindheit, wie ein Verzweifelnder wehrte er sich gegen die Armuth und das Dunkel, die ihn umgaben. Das Märchen vom vertauschten Königskinde, das die böse Fee aus seiner goldenen Wiege und dem prächtigen Palast auf das armselige Bett in die niedre Hütte trägt und das nun erwacht und staunend und voll Angst zurückverlangt in die gewohnte

Umgebung, war bei ihm zur Wirklichkeit geworden.

Henry Carrey fühlte sich fremd im Vaterhause, schauerlich fremd; die harte Stimme, die derben Liebkosungen seines Vaters erschreckten ihn, die schlechte, ärmliche Stube, in der er aufwuchs, wurde ihm nie heimisch. Oft betrachtete er alle Gegenstände mit einem gewissen Staunen. „Ich war früher wo anders“, sagte er wohl zuweilen. „Du warst bei den Feen“, sagte dann die Mutter, „und die Feen werden Dich auch wieder holen, wenn Du artig bist“, und dann erzählte sie ihm ihre bunten Geschichten halb aus der Theater-, halb aus der Märchenwelt, voll phantastischer Gestalten in prächtigen Kleidern, und er horchte halb athemlos. So wuchs er auf und wartete auf die verheißenen Feen. Als die Gehülfin jener Feen mußte er aber wohl seine um vier Jahre ältere Schwester Ellen erkennen, denn sie war es, die allmählig seine Jugend zu schmücken versuchte in der rührendsten Weise. Sie schien nur

zu leben, um mit ihm zu spielen, für ihn zu sorgen, ihm Alles hinzugeben. Für sie war er wirklich ein verkleideter Prinz und sie seine geringste Magd, sie nahm jeden freundlichen Blick wie eine zu große Bezahlung, jede Liebkosung wie ein unverdientes Geschenk mit einer reizenden Art von scheuer Freude auf. — Es giebt und gab zu allen Zeiten ähnliche Verhältnisse unter Geschwistern, eine unbewußte entzückende Hingebung, ein rührendes Sichunterordnen, einem bedeutenderen Etwas gegenüber, auf der einen, eine dankbare aber passive Zärtlichkeit auf der andern Seite. In jedem größeren Familienkreise wiederholt sich in verschiedener Gestalt das süße Märchen vom Brüderchen und Schwesterchen und der opferlustigen unversiegbaren Liebe des Schwesterherzens, und die ergreifende Sage von den sieben Raben, von der heldenmüthigen Schwester, die ihr Leben und ihre Liebe für die Brüder hinzugeben bereit ist, ruht eben auf dem goldenen Grunde dieser Wahrheit.

Henry Carrey nahm es denn auch hin, als ob

es so sein müßte, was Ellen für ihn that, von dem Apfel, den sie ihm schenkte und sich entzog, bis zu den Tagen und Nächten voll Arbeit nach dem Tode der Eltern. Durch die Verwendung des Geistlichen, der die Geschwister getauft und die Eltern zu Grabe geleitet, war Henry in eine Schule gekommen und Ellen hatte das kunstvolle Sticken mit Goldfäden gelernt. Die ersten Verse des talentvollen Knaben entstanden neben ihrem Stickrahmen, und einer seiner Schulgenossen, dem er sie mittheilte, nahm sie mit sich, um sie seiner Tante, der Lady Granville vorzulesen. Man verlangte darauf den jungen Dichter zu sehen, sein Gesicht und sein Wesen gefiel in ungewöhnlicher Weise, die aristokratischen Kreise erschlossen sich ihm, er ging gleichsam von einer Hand in die andere. Als er nicht mehr Schüler war und man bereits seinen Namen als einen Dichternamen kannte, blieb er in dieser Atmosphäre, die ihm ja doch die eigentliche Lebensluft war. Er erschien in zierlicher Kleidung, sein Stolz litt es nicht anders,

und man flüsterte sich zu, daß man seine Gedichte wohl mit Gold aufwiegen müsse, und behandelte ihn freundlicher, als alle Anderen. Statt dessen bezahlte man aber seine Verse schlecht genug und das Volk lernte seinen Namen nicht kennen. Seine eigentliche Wohnung hatte noch keiner seiner Freunde betreten und von dem Dasein Ellens ahnete Niemand das Geringste. — Ihr selbst war das eben recht, sie wollte ja Niemand sehen, — sie wollte nur arbeiten, um die Schulden der armen Todten zu bezahlen und vor Allem für Henry zu sorgen, daß es ihm an Nichts fehle. „Meine Arbeiten werden besser bezahlt als Deine Verse", scherzte sie oft, „und sind doch so viel leichter!" Wie manche jener vornehmen Frauen, deren Gast der junge Dichter war, trug eine Stickerei an ihrem Kleide oder Schleier von Ellens Hand. Das durfte aber freilich Henry nicht erfahren, es hätte ihn vielleicht gekränkt, sie wollte ihn nicht wissen lassen, daß sie solch große und mühsame Arbeiten unternehme, es würde ihn vielleicht beunruhigt

haben, und so that sie immer, wenn er neben ihr saß, als arbeite sie nur zum Scherz und um sich die Langeweile zu vertreiben. Sie freute sich dieser Täuschung noch genau so kindisch, als sie sich früher gefreut, wenn er sich etwas wohl schmecken ließ, was sie sich für ihn vom Munde abgezogen und auf seine erste hastige Frage: „hast Du davon auch gegessen?“ so ruhig versicherte, daß sie lieber eine Meile weit wandern, als noch einen Bissen genießen möge. Für sie war und blieb er überhaupt immer noch in gewisser Beziehung der hülfsbedürftige kleine Henry, der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit und steten Sorge vom Morgen bis zum Abend. Es war dies neben der Liebe der Schwester zu dem Bruder das tief in der Natur des Weibes begründete Bedürfniß, zu pflegen und zu lieben. Sie hätte ihm noch jeden Morgen die Locken über ihre Finger schlagen mögen, wie sonst, wenn er es gelitten, und wenn er nicht jene abscheuliche Perrücke getragen, die sie in kurzer Zeit so zierlich in Ordnung zu halten lernte, wie der geschickteste

Haarkünstler. Seine Erzählungen aus jener glanzvollen Welt, in die ihn sein Talent und sein Verlangen geführt, war ihr Entzücken, sie lächelte so stolz und reizend, wenn er ihr diese vornehmen Frauen beschrieb, die zu ihm redeten, und jene Männer, die ihm so freundlich begegneten als ihresgleichen.

„Du gehörst auch zu ihnen, Henry", sagte sie dann mit stolzer Freude. — Sie arbeitete, um den kleinen Haushalt zu bestreiten, aber sie arbeitete mit doppelter Lust, mit doppeltem Eifer, um vor Allem den geliebten Bruder allezeit in seiner „Grafengestalt" sehen zu dürfen. Ihre Hand stickte sein Ueberkleid, ihre Hand schmückte sein Barett. Henry selbst war, wie alle träumerischen Naturen, ein schlechter Rechnenmeister, so fragte er denn auch nie nach den Kosten jenes bescheidenen Lebens, das sich in jenem Hause am Ende des Blackfriarsroad abspann. Ellen verlangte nie Geld von ihm und das erhielt ihn im Glauben, sie habe vollauf zu leben. Hatte er etwas Be-

deutenderes verdient, so brachte er ihr gewöhnlich die Hälfte; es geschah aber auch oft, daß er ihr irgend eine Seltenheit, die ihm gerade in die Augen fiel, kaufte und mitbrachte, ein Schmuckstück, einen kostbaren Strauß, eine theure Frucht. Ellen nahm zwar all dergleichen mit leuchtenden Augen, als ein Zeichen seiner Liebe an, sie verkaufte das Meiste jedoch heimlich wieder für ihn. Und dabei hatte sie zu jeder Stunde des Tages ein glückliches Lächeln und eine heitere Stirn für ihn, Nichts verlangend, Nichts entbehrend im Bewußtsein des Besitzes seiner Liebe.

Ach, die Zeit kam, wo sie diese Liebe theilen mußte, und Ellen alterte während dieser Entdeckung um Jahre. Henry Carrey gerieth in die feinen Netze der verführerischen Hofdame der Prinzessin von Wales. Die bezaubernde Mary Lepel, der man die kleine Schwäche nachsagte, daß sie den jungen Dichter mit den wilden Augen mehr begünstige, als es die Mode erlaube, zeigte sich trotzdem keinen Augenblick unempfindlich gegen die

Huldigungen Anderer. Die vollglühende Leidenschaft eines unentweihten Herzens interessirte sie, und sie that Alles, was in ihrer Macht stand, dieselbe zu nähren. Die Schwester wurde die erste Vertraute des Bruders bei diesem Wendepunkt seines Lebens, in ihr Herz legte er alle seine Sorgen, Qualen und Hoffnungen nieder. Sie litt unsäglich unter dieser Liebe und den Martern der Eifersucht auf das geliebteste Wesen der Erde, aber sie bezwang sich, sie hörte ihn an, sie tröstete und beruhigte ihn. Nur Eines bat sie, ihr nicht den Namen jener Frau zu nennen, die er liebte; diese angstvolle Bitte war das einzige Zeichen eines verletzten Herzens. Sie wußte nur, es war der Vornehmsten Eine, denn eine Andere konnte Henry Carrey nicht anbeten. Und als diese Liebe wuchs und ihren gewöhnlichen Titanenlauf nahm und den Himmel zu stürmen versuchte, da zagte das treue Schwesterherz keinen Augenblick; denn welche Frau, und wäre sie selbst Königin oder Kaiserin, hätte Henry verschmähen können, den schönsten, besten

und bedeutendsten der Männer. Sie empfand deshalb auch weder Neugier noch Besorgniß, als Henry ihr von einem Briefwechsel sprach, den er mit seiner Geliebten führe, obgleich nie ein Brief in dem finstern Hause im Blackfriarsroad für ihn abgegeben wurde. „Ich begreife, daß sie Dich schwören ließ, keinen ihrer Briefe vor eines Andern Auge zu entfalten“, sagte sie, „ich würde an ihrer Stelle dasselbe verlangt haben. Um solche Briefe darf nur der Geliebte und Gott wissen.“

Henry aber wußte nun, daß Ellen nie ein Briefblatt Mary's berühren würde, selbst wenn es vor ihr läge. Sie lagen dann auch in einer großen unverschlossenen Ledermappe auf dem Tisch seines Schlafzimmers, zwischen allerlei Schuldscheinen, Mahnbriefen und Rechnungen. Ja, Henry Carrey hatte in der That Schulden wie ein Edelmann und wie ein Genie, aber Ellen ahnte zum Glück nichts davon. Er hatte sich nun ein hübsches Zimmer gemiethet, und sah dort zuweilen seine Freunde bei sich. Er kam seltener

und seltener in das versteckte Haus in Blackfriars-road und endlich nur noch jeden Sonntag. Da schrieb er denn gewöhnlich an die Geliebte, oder nahm jene rosenrothen Blättchen aus der Mappe, um sie anzustarren, bis ihm die Augen übergingen.

Eines der Blätter enthielt folgende Worte: „Ihr beklagt Euch, daß ich Euch kalt behandele, wenn wir in Gesellschaft Anderer, Ihr werft mir vor, daß ich Euch keines Wortes, keines Blickes würdige und habt deßhalb gestern die Gesellschaft in Dorsethouse in auffälligster Weise verlassen. Nicht Eure geschriebenen Vorwürfe sind es, die mich verletzten und zu diesen Zeilen trieben — sie berühren mich wahrlich nicht, Henry — einzig und allein Euer Benehmen. Es veranlaßt mich, Euch zu sagen, daß ich es ferner nicht dulden kann und nicht dulden will, wie Ihr Euch zeigt. Ich mag sie nicht zum zweiten Mal ertragen, jene spöttischen Blicke mancher Frauen, denen unsere Freundschaft — ich weiß, Ihr begehrt ein anderes Wort zu hören — nicht entgangen.

Die Beziehungen zwischen mir und Euch sind zu zarter und beglückender Natur, als daß wir sie den Blicken der Welt aussetzen dürften. Der Sonnenstrahl in der Mittagsstunde eines Augustmonds ist nicht sengender als dieser Blick. Die Rose unserer Zuneigung soll nicht darunter welken. Ihr behauptet, daß das Urtheil dieser Welt mir mehr gelte als Euer Weh, ich sage Euch aber dagegen, daß ich Euch lieber mit keinem Blicke streifen will, als mit einem fremden, und lieber kein Wort mit Euch reden, denn eines jener eisigen, die Aller Ohren zu hören sich bemühen und — auch hören mögen. Wir Frauen denken eben anders in diesen Dingen wie Ihr. Es ist schmerzlich für Euch und — für uns, daß ihr Männer jene entzückende Beruhigung aller Sinne nicht kennt, hervorgerufen durch das Bewußtsein, mit denen, die uns am nächsten und am höchsten stehen, einen und denselben Raum zu theilen, eine und dieselbe Luft zu athmen. „Er ist da“, dieser eine Gedanke genügt und beglückt

uns, er allein ruft jene köstliche Heiterkeit hervor, die Euch kränkt, während sie Euch doch entzücken sollte, eine Heiterkeit, die dem Sonnenlicht am Morgen gleicht, wenn es die bethauten Blumen trifft und blitzen und funkeln läßt. Lebt wohl! Wollt Ihr mir versprechen, ruhiger zu erscheinen, nur zu erscheinen, Henry, so will ich meiner Schwäche noch einmal nachgeben, die mich verleiten will, Euch morgen nach dem Diner auf eine Stunde bei mir zu empfangen. Seid Ihr aber eigensinnig, nun, so fahre ich zur Herzogin von Belton. Schreibt mir mit zwei Worten, wie Ihr darüber denkt, mein Freund, und vergeßt nicht, wenn Ihr den Muth habt zu kommen, Eure neuesten Gedichte und Entwürfe mitzubringen, um sie mir vorzulesen. Ich finde, daß Ihr sehr unthätig seid und daß ich wohl eine schlechte Muse sein muß. — Pope ist fleißiger und Gay auch, wie ich hoffe, denn man hört nichts von ihm; ich will aber, daß der von mir Beschützte fleißiger, berühmter, gefeierter sein und

werden soll als A l l e. — Daran denkt, Henry Carrey."

Antwort.

„Ich komme, ich verspreche Alles, was Ihr wollt. Ihr wißt es nur zu gut, daß das geschehen mußte. Behandelt mich wie Euren Sclaven, verleugnet mich vor den Augen der Welt, geht an mir vorüber mit der Miene einer Königin, die sich nicht darum kümmert, ob ihr Kleid einen Menschen oder einen Baum streift; nur verbietet mir nicht, E u c h z u l i e b e n, Euch anzubeten wie — ach, ich war im Begriff, etwas sehr Stolzes niederzuschreiben, — also: wie Jeder Euch eben lieben und anbeten muß, der in Eurer Nähe einen Augenblick athmen durfte."

Z w e i M o n a t e s p ä t e r.

„Ihr seid eifersüchtig wie ein Wahnsinniger auf Lord Hervey, Henry. Wo blieb denn Euer Stolz, daß Ihr ihn mit Euch vergleicht, ihn, den

häßlichsten Mann, ihn, den scharfen zersetzenden Geist, mit Euch, den die Frauen zu ihrem Liebling erwählten? Meint Ihr, daß ich ihn öfter empfange als Euch? Jetzt ist es mein Stolz, der mich zwingt aufzustehen und Euch zu sagen: ich rechtfertige mich nicht auf Eure Anklagen. Habt Ihr in Wahrheit eine so geringe Meinung von der Treue Eurer Freundin, nun, dann verwirft entweder Eure Liebe mich, oder ich muß Eure Liebe verwerfen. — Ich weiß, daß die Prinzessin die Bewerbungen Hervey's bei mir begünstigt, ich weiß, daß meine Mutter diese Verbindung wünscht, so wie alle meine Verwandten, — es ist also nur ein einziges Etwas, daß dieser Verbindung widerstrebt, ein Etwas, das Ihr sehr gering zu achten scheint, — mein Herz. — Das ist freilich nur ein armseliger, kleiner Helfershelfer, nicht wahr Henry, aber denkt an die Geschichte des Knaben David, der den Riesen Goliath bezwang, und habt ein wenig Vertrauen zu dem Muthe und der Ausdauer dieses Herzens.

„Ich kann Euch erst nächsten Sonntag empfangen — also in drei Tagen — Hervey's Schwester, die wie Ihr wißt, bei mir ist, nimmt mich vollständig in Anspruch. Hier sende ich Euch Eure letzten Sonette zurück, ich würde sie schön finden, wenn ein Gay oder Pope sie gedichtet, denn für solche Geister würden sie Meisterwerke sein, für Euch ist's Spielerei. Sie werden Euch nicht berühmt machen, Henry, und Ihr wißt, ich kann sie nun einmal nicht überwinden, die Sehnsucht, Euren Namen von allen Lippen zu hören als den Größten von Allen. — Solltet Ihr Lust haben, am Sonnabend auf dem Ball des Lord Granville zu erscheinen, so denkt an das, was ich Euch im Anfang dieses Briefes geschrieben; wollt Ihr das mein Freund? Nur dann: auf Wiedersehn."

Antwort.

„Der Sonntag ist da, an dem sich für mich, den Ihr Euren „Freund" nennt, die Thüre des Paradieses öffnen sollte, und dieser Zettel wird

Euch doch sagen, daß ich nicht kommen werde. — Nicht kommen! — Ich schreibe diese Worte, ohne wahnsinnig oder durch ein unabänderliches, unübersteigbares Hinderniß gezwungen zu sein, Euch nicht zu sehn; ich komme nicht, weil die Erinnerung an jenen unseligen Ball mich mit einer Verzweiflung erfüllt, die mich nicht mit der Ruhe vor Eure Verderben bringenden Augen treten läßt, die Ihr von mir zu verlangen ein Recht habt. Ihr waret gestern zu schön, Euer Freund mußte die Besinnung verlieren, als er Euch sah, als alle diese Schönheit, dieser Reiz, diese Huld, dieses Lächeln nur für den verhaßten Nebenbuhler da war, für ihn, der Eure Hand berühren durfte beim Tanz. O, Mary, zürnt mir nicht, wenn ich es wage, Euch an die letzte Stunde unseres neulichen Beisammenseins zu erinnern, an meine heiße Bitte, als ich vor Euch auf den Knieen lag und Eure schönen Füße küssen durfte! Jene Bitte meines Herzens und meiner Lippen, die Ihr so huldreich empfangen — gesteht sie jetzt der

ganzen Welt, Eure Liebe, die Ihr mir seligsten Unseligen gestanden, werdet mein Weib, neigt Euch herab, wie jene gnadenreichen Königinnen goldener Zeiten zu ihren treuen Sängern, reicht mir Eure Hand. Ich ertrage dies Leben so nicht länger, seid barmherzig, Geliebte, rettet mich. Meine Gedanken lassen mich nicht arbeiten, meine Gedanken lassen mich nicht schaffen. Ihr wollt mich berühmt sehen. Ach, Mary, ich glaube, dies ist nicht der rechte Weg, den Ihr mich zu gehen zwingt, solch hohes Ziel zu erreichen. Schon längst vermag ich keinen anderen Vers mehr zu schreiben, als wie ihn nicht jeder Knabe eben so gut zu erfinden vermöchte. Ich sehe und denke ja nur Euch. Man sagt, die echte Liebe begeistere, rufe alle schlummernden Kräfte wach, sporne zu erhöhter Thätigkeit an; meine Liebe läßt mich nur auf einen Punkt schauen, nur von einem Gegenstand träumen, ich kann nichts anders mehr arbeiten, als was mit Euch zusammenhängt, und Ihr habt mir verboten, Euch ferner zu besingen.

Ich habe Euch oft meine Muse genannt! Das war, als meine Liebe noch eine schüchterne Knospe war, jetzt, wo Eure Sonnenaugen sie zur vollen Blume entfaltet, ist das anders geworden. Damals sehnte ich mich nach dem Licht und rief es herbei in allerlei Weisen, und Ihr fandet jene Weisen anmuthig und meine Verse reizend. Jetzt brauche ich das Licht, jetzt weiß ich, daß ich sterben und verderben muß, wenn ich es nicht immer und immer habe, jetzt sehne ich mich nicht mehr und locke, jetzt sage ich: komm, denn ich will Dich ewig haben! Aber in Verse läßt sich das nun nicht mehr bringen. Ihr werdet erst wieder meine wirkliche Muse, wenn Ihr meine Braut, mein Weib geworden. — Dann habe ich auch ein Recht, Euch vor den Zudringlichkeiten eines Hervey zu schützen, den neben Euch zu sehen, ich nicht ertragen kann, ohne das mein Blut kocht. Mary, spielt nicht länger mit mir, ich beschwöre Euch! Gebt mir jene Zusicherung, die mir Eure Augen und Lippen so lange gegeben,

nun in klaren Worten, werdet die Meine, das glückliche und beglückende Weib des armen Dichters, der in Euren Armen ein Königreich erobern, der in Eurem Besitz die Kraft in sich fühlen wird, es den Besten zuvor zu thun. Vertraut mir, bei Euch, durch Euch werde ich ein Held sein, ohne Euch ein Verlorener. Ich habe Euch Alles gesagt, was mir das Herz belastete. Und die Buße für diese freien Worte habe ich mir selbst auferlegt, eine grausamere könnte mein bitterster Feind nicht ersinnen. Ihr wolltet mich heute empfangen, und ich komme nicht, ich verbanne mich freiwillig aus Eurer Nähe, bis Ihr ein Wort der Entscheidung gesprochen."

Am nächsten Tage erst — Henry Carrey irrte im Fieber umher — brachte ein kleiner Knabe einen Zettel folgenden Inhalts: „Ich nehme Eure Verbannung an, sie wird zur süßesten Vereinigung führen, wenn Ihr mich so liebt wie jene Sänger, von denen Ihr redet, ihre Herrinnen liebten. Ich verlange keine heroischen Kämpfe von

Euch, nicht das Opfer des Lebens und Blutes, wie in jenen goldenen Zeiten. Schafft ein Etwas, das die Welt von Euch reden macht, gleichviel, welcher Art Euer Werk, Etwas, das Euren Namen auf Aller Lippen bringt, damit ich stolz sein darf auf meine Wahl, damit Jeder sie billige und mich beneide. Dichtet ein Lied, ein einziges nur, Henry Carrey, das Euch unsterblich macht, wie es Tasso und Andere thaten; der Lohn, von dem Ihr träumt, soll dann nicht ausbleiben. Schreibt mir nicht eher, als bis Ihr ein Recht zu fordern habt. Die Mitwelt und Nachwelt soll sagen, daß Mary Lepel den Dichter Henry Carrey zum wahren Dichter gemacht. Seht, das ist mein Ehrgeiz! Ihr werdet ihn verzeihlich finden. — Lebt wohl bis zur gesegneten Stunde eines Wiedersehns, so voll von stolzen Glücks, wie jetzt unser Abschied voll Schmerz."

Seit jenen Zeilen nun hatte die schöne Hofdame der Prinzessin Caroline wirklich nicht mehr geschrieben, sie hatte sogar die Briefe Henry's uneröffnet zurückgeschickt. Die Nacht des Leidens brach an. Er wagte nicht das schwere Geheimniß seiner und — ihrer Seele dem Herzen der treuen Schwester zu enthüllen, und so trug er die härteste aller Qualen, das Schweigen, während doch tausend Stimmen in ihm riefen: rede!

Ellen sah wohl an seiner umwölkten Stirn, an seinen düstern Augen, daß ihn etwas martere und quäle, sie wagte auch leise zu fragen in ihrer Angst, da ihr aber nur eine ausweichende Antwort ward, so schwieg sie und sorgte sich desto mehr im Stillen um ihn. Anfangs blieb er an den von ihr so geliebten Sonntagen länger als sonst bei ihr und saß an seinem Schreibtisch in jener kleinen Kammer, die sie so zierlich für ihn eingerichtet und die keines Andern Fuß betreten durfte. Wenn sie aber durch die Thürspalte lauschte, so sah sie doch nur, wie die Feder lässig

in seiner Hand ruhte, — er arbeitete nicht und auf seinem Gesicht lag ein Ausdruck so tiefen, ruhelosen Kummers, daß sie sich von einer unendlichen Traurigkeit ergriffen fühlte. Mit dem feinen Ahnungsvermögen des weiblichen Herzens begriff sie, daß seine Liebe in ein anderes Stadium getreten sei, und zermarterte sich nun mit tausend Vermuthungen. Sie fing an ihn zu überreden, sich zu zerstreuen, da er zuweilen über qualvolle Arbeitsunlust klagte. „Du mußt die Sonntage zu größeren Ausflügen benutzen", sagte sie. Er fand, daß sie Recht hatte, wenn sie klagte: „Du arbeitest zu viel und hörst und siehst doch zu wenig, was Dir neuen Stoff zu geben vermöchte!" Mit der Hast eines Ertrinkenden klammerte er sich an diese ihre Worte. Zärtlich legte sie ihre Hand an seine Stirn und sah ihm forschend in die Augen. „Du leidest, Henry! Wie oft hast Du mir gesagt, daß Dir im Strudel der Zerstreuung da draußen unter den Menschen die besten Gedanken kämen. Geh, suche sie auf, theurer Einsiedler,

wohne einmal für einige Monate bei Deinen vornehmen Freunden, reite und jage mit ihnen, und überlasse es uns Frauen, Tag für Tag ein Einerlei zu leben. Ich will Dich lieber lange entbehren, als Dich bleich und matt an meiner Seite sehen! Geh, damit nur Niemand sage, irgend eine tyrannische Geliebte halte Dich gefangen." Sie sprach das Alles mit lächelnden Lippen aber verhaltenen Thränen, und erwiderte heiter seinen Abschiedsgruß, als er wirklich ging, um sich bei dem jungen Granville für einige Wochen als Gast seines stattlichen Landsitzes in der Nähe von York anzumelden. Was war aber dann, als sie ihn nun nicht mehr sah, als der Sonntag sein Licht verloren? — Nun, es war eben dunkel und einsam, sie konnte weinen, aber nicht einmal ungehindert, denn keine Thräne durfte ja auf den kostbaren blauen Sammet fallen, den sie eben mit Gold- und Silberflittern durchstickte. Eine stolze Dame sollte ihn tragen, hatte ihr jene Frau gesagt, die ihr die Arbeit gebracht, die schönste

Hofdame der Prinzessin, Mary Lepel. Wer weiß, ob Henry nicht gerade diese ihre Arbeit später einmal bei irgend einem Feste streifte. Er war ja zu Hause in den Palästen der Großen, wie manchen Schleier, wie manchen Schuh, wie manchen Saum hatte er vielleicht schon bewundert, den jene Hand gestickt, die er so oft dankbar an seine Lippen drückte. Henry Carrey kam von jenem Tage an viele Wochen nicht mehr in das düstere Haus in Blackfriarsroad. Er wollte sich gewaltsam zerstreuen, es mußte anders werden. Dieser eine unabläßige Gedanke war nicht mehr zu ertragen. Ihr Gebot: „schafft etwas Großes!" und der Traum von dem verheißenen Lohn, das ewige Suchen und Grübeln machten ihn wahnsinnig. Dazu die verzehrende Sehnsucht nach ihr, nach dem Ton ihrer Stimme, dem Duft ihres Haares, der Berührung ihrer Hand, nach ihrem Lächeln, nach der schlanken Gestalt; Tag und Nacht wich es nicht von ihm, dies wilde Verlangen. Ach, es steigerte sich von Stunde zu Stunde. Aber Ellen

hatte vielleicht Recht: er mußte um jeden Preis Menschen aufsuchen, um Neues zu sehen. Allein nicht in die gewohnten Kreise trieb es ihn, als er von York zurückgekommen, in andere Regionen stieg er hinab. Richard Savage, der junge Dichter, der in diesen dunkeln Sphären lebte, wurde sein Führer in die Tiefen. Wie einst der arme Prior, so trieb sich nun Henry Carrey Nächte lang in den niedrigsten Schenken umher, in den verrufensten Winkeln von Bankside. Da saß er, der aristokratische Dichter, in schlechten Kleidern mit eingedrücktem Hut und herabhängendem Haar neben dem zerlumptesten Bettler, neben dem wüstesten Matrosen, neben Dieben und Mördern und dünkte sich ärmer und verlorener als einer von ihnen. Und es geschah wohl, daß solch ein Nachbar die Hand auf seine Schulter warf und in kaum verständlichem Rothwälsch ihn zur Bewunderung jener üppigen Dirne aufforderte, die dort eben tanzte, eine wilde Bacchantin. Und er stimmte ein in ihr Lob, er umfaßte sie wohl

auch einmal und raste mit ihr dahin, aber er sah sie doch nicht, wenngleich er ihr Gesicht dicht an dem seinen fühlte. Denn mitten in diesem Dunst und Rauch, der selbst den Schimmer der Lampen erstickte, tauchte ein anderes Gebilde auf. Eine andere Tänzerin ruhte in seinen Armen, ein reizendes duftiges Frauenbild, eine Fee, in silberflimmernden Stoff gehüllt, Rosen im herabwallenden Haar. Sie lächelte und grüßte ihn mit süßer Vertraulichkeit, es war, als ob sie ihm winkte, als ob die süßen Lippen flüsterten: „komm bald!" Und da stieß er seine wilde Tänzerin von sich und rannte fort wie von Furien verfolgt über die Straßen und Plätze bis hin zu ihrem Palast. Da auf den Steinen vor dem Gitterthor sank er zusammen und wartete bis der Morgen kam. Zuweilen geschah es dann, daß ihr Wagen heranrollte, der sie heimbrachte von irgend einem glänzenden Feste, und die reichgekleideten Diener den Bettler rauh bedeuteten, zur Seite zu gehen. Und er drängte sich geduldig in den Schatten

und achtete nicht ihrer Schmähungen, denn sie nahte, sie schwebte vorüber, ein Hauch, ein Duft, im Schein der flackernden Windlichter, er konnte ihr Antlitz durch den Schleier leuchten sehn und jenen seltsam flimmernden Blick, der ihn so oft trunken gemacht. Dachte sie wohl eben an ihn, den ihr Gewand fast streifte, der wenige Schritte von ihr dieselbe Luft athmete? Henry Carrey begriff es nicht, daß sie sich nicht unruhig umwandte. Er war ja da! Und wahre Liebe muß sie ja ahnen, die Nähe des geliebtesten Wesens. — War sie dann verschwunden, so taumelte er in das Haus des armen Schuhmachers, wo Richard Savage wohnte, und warf sich auf das Bett, das er mit dem Freunde theilte. Er träumte weiter, aber in jenem dumpfen Halbschlaf, der nur Todesmattigkeit, keine Erquickung bringt. Ach, seine Träume waren dann keine Dichterträume mehr! Die niedrigste Prosa reichte der höchsten Poesie die Hand: die verzerrten Gestalten seiner Gläubiger waren es, die ihn verfolgten, sie streckten die

Hände nach ihm aus, sie ergriffen sein Kleid, sie durchsuchten seine Taschen, es war ihm, als rissen sie ihm die Gedanken aus dem Gehirn, um sie unter sich zu theilen, da sie kein Geld fanden. Und dazwischen hörte er die Stimme der bezauberndsten Frau, die da flüsterte: „komm, bringe mir, was Du geschaffen, was zögerst Du, ich warte ja auf Dich?!“

Seit lange hatte er keinen Federstrich mehr gethan, seit ebenso lange keinen Schilling eingenommen. Er mußte sogar Ellen zuweilen um Geld bitten und es war seltsam, Ellen hatte immer noch etwas für ihn. Er begriff nicht, wie sie es anfing, „sie ist eben eine musterhafte Hauswirthin, und ihre kleinen Handarbeiten werden gut bezahlt“, sagte er, sich tröstend. „Sie arbeitet, um sich die Zeit zu vertreiben, was sollte sie auch sonst thun in all den langen Tagen! Später soll sie leben wie eine Prinzessin, wenn — —“ Ach, da stockten seine Gedanken. Zuweilen hatte er wohl einmal sorgend in ihre Augen geblickt, sie erschienen ihm

matt und geröthet. „Du arbeitest doch nicht zu viel und keine anstrengenden Dinge?“ hatte er dann streng gefragt.

„Nur so viel, um mich nicht zu langweilen und ein kleines Taschengeld zu haben. Ich nähe Röckchen für Kinder!“ lächelte sie — und wenn sie lächelte und ihrem Bruder ins Gesicht sah, gab es keine helleren Augen auf Erden, als die Augen Ellens. „Meine Arbeit ist Spielwerk gegen Deine Arbeit und“, scherzte sie immer wieder, „ich glaube, daß ich noch viel weniger einen Reim zu Stande bringen könnte, als Du einen Rock.“

Ach, daß ihm allmälig das Dichten und Schaffen zur Arbeit geworden war! Das war es ja, was ihn quälte. O, diese grauenhafte Empfindung, wenn er auf eine neue Idee gleichsam wartete, wenn er sich marterte, Außergewöhnliches zu suchen. Wie so oft beneidete er den Lastträger, der vor ihm herkeuchte — für ihn kam ja früh oder spät eine Stunde, wo er

diese seine Last abwerfen konnte, um im Schlafe Vergessenheit und neue Kraft zu finden. Er aber, schleppte er nicht seine Last mit sich vom Tage in die Nacht und von der Nacht wieder in den Tag? Kein Augenblick konnte ja kommen, wo er sie nicht fühlte, nie und nimmer sank für ihn ein Vergessen herab. Weder daheim in der ärmlichen Kammer, noch in seiner Wohnung im Westende vermochte er mehr zu arbeiten, nirgend kam ihm eine rettende Idee, überall starrten ihn nur die bekannten Wände an. Neue Plätze mußte er aufsuchen, wo er auf irgend eine Anregung hoffen durfte, wo er irgend einen Eindruck erwarten konnte. Stundenlang im dumpfen Hinbrüten verweilte er hier und da — in verzweifeltem Sinnen und Denken; aber überall trieb es ihn ohne Trost, ohne einen Hauch von Frieden und Beruhigung, wieder fort. Die Westminster-Abtei von St. Pauls allein verstand es, ihn länger als jede andere Stelle festzuhalten. Der Dichterwinkel im südlichen Flügel wurde sein liebster Auf-

enthalt. Da schliefen sie, da durften sie ja schlafen, tief und fest, ungestört von bösen Träumen, jene Genossen, die sich einst vielleicht gequält wie er, gesorgt und geängstigt wie er. Mit einer Art von Entzücken las er ihre Namen und legte seine Finger auf die kalten Steine, wohl auch die heiße Stirn. O, wie süß sie wohl sein mußte, diese Kühlung des Grabes! Und immer so liegen, immer so ruhen zu dürfen, welcher Trostgedanke! Da schlief er, der sanfte Edmund Spencer, der Dichter der Feenkönigin, dem doch keine Fee ein Stückchen Brod gebracht, als er dem Verhungern nah. Neben seinen Ruheplatz hatte auch, Gott weiß welche Hand ein schauerliches Mene Tekel geschrieben, die Worte: he died from lack of bread, — er starb aus Mangel an Brod! Neben ihm lag Drayton, Cowley, Dryden, Mathias Prior, Addisson und noch viele Andere. Ruhelose Köpfe, starke Geister, der Stolz der Nation, hatten hier nach mühevoller Wanderung ein Asyl gefunden:

„Die Hacke und ein Grabscheit spitz,
Ein dunkles Bett dazu,
Bringt allen Geist und allen Witz
Zur tiefen ew'gen Ruh —"

singt der Todtengräber in Shakespear's Hamlet.

O, Henry Carrey dachte oft an jenes Lied, wenn er in jenem Dichterwinkel saß. Ruhen, nicht mehr an jene verzehrende Liebe denken zu müssen, keine brennenden Schmerzen mehr zu fühlen, keine Angst, keinen Neid, keinen Haß, dahin zu schwinden ohne Gedanken, leise untersinkend in den dunkeln Strom, der Alles, was lebt, hinwegspült — das war das heimliche, glühende Verlangen, das Henry Carrey aus dem Dichterwinkel der Westminster-Abtei allezeit mit heim brachte.

Und während dessen saß Ellen im stillen Stübchen und hatte wohl oft alle ihre Sorgen vergessen. Der sanften Stimme des „armen Nachbars", jenes Mannes lauschend, der täglich zu ihr in der leidenschaftlichen und edlen Sprache

der Dichter redete, erschien ihr plötzlich die Welt in einem neuen rosigen Licht. Es war, als ob sie ihren ersten Mädchenfrühling erlebe: Veilchenduft erfüllte die Luft und ihr Herz.

Capitel X.

William Hogarths Gehülfe.

„Was ist des Studiums Ziel,
Laßt mich es wissen."
Shakespeare. Verlorene Liebesmüh.

Das Innere des Sadlers Wells Theater sollte in besonders schöner Weise hergestellt, Wände und Decken mit möglichst farbenbunter Malerei verziert werden. William Hogarth hatte diese Arbeit übernommen und die lustigsten Skizzen dazu entworfen, meistens Scenen aus dem Leben der berühmtesten Schauspieler und Schauspielerinnen dieser beliebtesten Bühne Londons. Zwar versammelte sich die vornehme Welt nur in der Brydgestreet, im großen Drury Lane Theater, das von dem berühmten Architekten Wren erst 1674 neu erbaut worden, aber es war dennoch keine schlechte Gesellschaft, die sich in dem kleinen Sadlers Wells einfand. Da

gab es allerlei versteckte Logen und dunkle Plätzchen, wo man keinerlei Gefahr lief, erkannt zu werden, und manche stolze Aristokratin, mancher hohe Würdenträger schlüpfte dort hinein, um über die lustigen Scherze Farqhuards zu lachen und sich an den reizenden Lustspielen Richard Steele's zu ergötzen. Das lustige Old England gab sich hier ein Stelldichein und der damalige Leiter des Theaters, der beliebte Sheridan, bot Alles auf, sich solch Publikum zu erhalten. Die besten Stücke wurden nach seiner Wahl aufgeführt, die hübschesten Schauspielerinnen von ihm in Sold genommen, er war es, der auch jetzt die kahlen Wände schmücken ließ, um neue Bewunderer heranzulocken und während dieser Zeit, wo die größere Bühne des Hauses eben deshalb geschlossen bleiben mußte, Vorstellungen von einer Kindertruppe in einem kleinen Nebensaale veranstaltete, die sehr stark besucht und mit größtem Beifall aufgenommen wurden.

Bis zum Spätherbst sollte Alles fertig sein und der neugeschmückte Theatersaal mit einem

neuen Stücke Steele's eröffnet werden, jetzt war man aber bereits am Ende des April-Monats angelangt und trotzdem die Fortschritte nicht sehr bemerkbar. William Hogarth war nun einmal kein Maler, der vom Morgen bis zum Abend arbeiten konnte. Eine Weile pflegte er freilich darauf los zu pinseln, als ob seine ewige Seligkeit davon abhinge, zu einer bestimmten Stunde fertig zu werden, und dann wieder rührte er tagelang keinen Stift noch Pinsel an. Er war eben ein wunderlicher Geselle, jener „Will", wie ihn seine Freunde nannten. Seine schönsten Skizzen entstanden in toller Gesellschaft, Wein floß über die Blätter, Tabacksrauch blendete seine Augen, gleichviel, er zeichnete. Die scharfen Satyren über die Ehen der vornehmen Welt, über die Reichen und die Armen, über das lustige Leben der Schauspieler wurden fast alle in der Beswik-Schenke entworfen, unter den Augen des „Teufels-Dutzend". Sie durften auch kritisiren nach Belieben, jene Genossen, und thaten es freilich ohne Rückhalt. In

Folge ihrer Bemerkungen flog dann auch manches Blatt in Stücke zerrissen in die Winkel der Schenkstube. In seinem Atelier war William Hogarth selten, seine Schüler mußten sich darin finden, ihn dort nur auf Augenblicke zu sehen. Freilich sagte er ihnen in solchen Augenblicken mehr als mancher Andere ihnen in Tagen gesagt haben würde. Fesselte ihn aber ein besonderes Talent, so opferte er wohl auch eine Stunde und mehr.

Nur an Sonntagen, wo jeder Andere feierte, verschloß er sich in seiner Malerwerkstatt und ließ Niemanden ein, aber am nächsten Tage sahen dann seine Schüler voll staunender Bewunderung den Reichthum, den er ihnen sorglos zurückgelassen, nämlich die glanzvollen Resultate einer langen, scheinbar müßigen Woche. Was sich während dieser sechs Tage nämlich in dem Künstlerkopf und Herzen aufgespeichert, das hatte Gestalt angenommen. Entweder fand man einen Portraitkopf, eine leichte Studie, ein reizend ausgeführtes Bild, eine kleine Skizze, die Umrisse eines Cartons, überall aber

Leben, wirkliches warmblütiges Leben und Geist. Er malte ungern Portraits auf Bestellung, so glänzend man sie ihm auch bezahlte, und warf oft mitten in der Sitzung Pinsel und Palette ungeduldig zur Erde, dem bestürzten Opfer seiner Künstlerlaune erklärend, daß er nichts mehr sehen könne. „Ich sehe nur Haut, kein Fleisch, und da kann der Teufel malen!" sagte er dann und war nicht zu bewegen, noch einen Strich weiter zu thun.

Die Arbeit in Sadlers Wells, die er mit großer Lust begonnen, wurde ihm allmählig lästig, weil er an eine bestimmte Zeit der Vollendung gebunden war. Die ängstliche Miene Sheridans, der doch keine Mahnung laut werden zu lassen wagte, peinigte ihn und er fing an, hie und da einen seiner Schüler heranzuziehen, um die Nebendinge von dessen Hand vollenden zu lassen. Aber Keiner arbeitete ihm zu Dank, er schickte Einen nach dem Andern wieder fort. In einem Anfall von übermüthiger Laune ließ er endlich bekannt

machen, daß er einen Gehülfen suche, der sich auf Schneiderkünste verstehe, da er Mäntel und Schleier, Kleider, Sammet und Schmuck zu malen habe; hin und wieder käme freilich auch etwas Tischlerarbeit vor, wie ein Tabouret, eine feste Wolke, worauf Dutzende Göttinnen Platz nehmen müßten, ohne einzubrechen und ähnliche Dinge. Wer sich zu melden Lust habe, müsse aber zur Probe malen, was er ihm vorzulegen für gut befinden werde. Es hatten sich in Folge dieser wunderlichen Bekanntmachung einige schlechte Maler gemeldet, in der Hoffnung auf einen tüchtigen Verdienst, aber William Hogarth hatte sie nach ihren Probearbeiten mit Schimpf und Schande fortgejagt und mußte sich bequemen, allein zu arbeiten. Da, am Abend des ersten Mai war es, als sich wiederum ein junger Maler bei ihm meldete. Eine schlanke, schöne Jünglingsgestalt in einfachem schwarzen Puffenwamms, einen dunkeln Mantel um die Schultern geworfen, ein Sammetbarett tief in die Stirn gedrückt, erschien vor ihm und bat mit schüch-

terner Stimme um Arbeit. Nach einigen flüchtigen Fragen beschied ihn der Meister am nächsten Morgen in die Werkstatt. „In der kleinen Kammer neben der Malerstube werdet Ihr eine Aufgabe finden. Ihr habt drei Tage Zeit, sie zu lösen. In drei Tagen werde ich nachsehen und Euch entweder behalten oder fortjagen", sagte William Hogarth und entließ den Bittenden.

Die Aufgabe war eine Copie, diesmal eine leichte Farbenskizze des Kopfes von William Hogarth selbst. Kneller hatte das Bild gemalt in seiner weichen und eleganten Manier — es waren wohl William Hogarths Züge, aber — es war nur eben der Will Hogarth nicht, wie ihn Alle kannten und zu sehen gewohnt waren. Der junge Maler ging denn auch unverzüglich an die Arbeit. Er war allein und so sah Niemand, wie er die Farbe wechselte und wie seine Hand zitterte, als er die ersten Linien entwarf. Aber das war nur im Anfang, fester und fester wurde diese kleine Hand, sicherer jeder Strich, der Jüngling arbeitete

weiter, ohne aufzusehn, und jeden Tag erschien er zuerst in der Malerwerkstatt und verließ sie zuletzt, und am Morgen des neunten Tages stand ein Bild auf der Staffelei und William Hogarth davor in stummem Erstaunen. Es war ein prachtvoller Kopf, leicht skizzirt, genial in der Ausführung und von einer Treue und Lebenswahrheit, daß der Meister lächeln mußte. „Ich glaube, das bin ich, das ist der wirkliche Will, jener Andere ist der unechte", sagte er, „und von heute an mögt Ihr mir drüben in Sadlers Wells helfen, mein Junge." Eine hohe Röthe flog über das Gesicht des Jünglings, er schüttelte die ihm dargereichte Hand Hogarths und verneigte sich tief, wobei ihm die hellen Locken ins Gesicht fielen. „Seid fleißig und gebt auf meine Manier Acht und Ihr sollt es gut haben bei mir und tüchtig lernen", sagte der Meister und verließ die Werkstatt.

Von diesem Tage an miethete sich der Jüngling eine kleine Kammer in einem Hinterhause von Sadlers Wells, wo er schlief, und am

Morgen und Nachmittag konnte man ihn im groben Kittel dort oben auf dem Gerüst arbeiten sehen an der Seite William Hogarths, und John Sheridan hatte fortan nicht mehr nöthig, die Stirn in Falten zu ziehen, die Augen zu verdrehen und die Hände zusammen zu schlagen über das langsame Malen, die Arbeit ging rüstig vorwärts. Zwar hatte der junge Mensch Anfangs eine kindische Furcht an den Tag gelegt und über Schwindel geklagt beim Hinaufsteigen; das Alles war aber gar bald vorüber gegangen und er stimmte schon am zweiten Tage in das lustige Gelächter Hogarths ein, der ihn seines Zagens halber unbarmherzig verspottete. Der neue Gehülfe ahmte allmälig in bewunderungswürdiger Weise die Art des Meisters nach, die Malerei Beider war fast nicht zu unterscheiden. Freilich hatte er Anfangs nur untergeordnete Dinge zu malen, aber William Hogarth schien so großen Gefallen an dem gelehrigen Gehülfen zu finden, daß er ihm sehr bald Größeres und Wichtigeres auftrug, und es war, als ob mit,

dem Vertrauen des Meisters auch die Kunst des Jünglings wachse. „Ihr habt ein großes Talent“, sagte Hogarth einmal, „ich möchte Euch wohl immer um mich haben, um Euch ordentlich vorwärts helfen zu können.“

Wie bei diesen Worten das feine Gesicht bald von jäher Röthe, bald von tiefer Bläſſe überflogen wurde, wie da die blauen Augen leuchteten und glühten!

„Nun, ich möchte auch immer bei Euch bleiben“, lautete die Antwort, „aber in zwei Monaten muß ich Euch wieder verlassen und zu meinen Verwandten zurückkehren, die wohl nimmer ahnen, daß ich hier neben Euch arbeite.“

„Würden sie denn darüber zürnen?“

„Ein wenig, glaube ich“, lachte der junge Gehülfe, und warf einen reizend schalkhaften Blick auf den Meister.

„Laßt mich nur mit ihnen reden und Ihr sollt sehen, daß sie Euch mir überlassen, denn ich sage Euch nochmals, Ihr habt Talent. Heut

Abend mögt Ihr mich zu meinem Freunde, dem Historienmaler James Thornhill begleiten, der hat Eure Probeskizze gesehn und wünscht Euch kennen zu lernen. Er weiß Euch auch eine Geschichte zu erzählen, wie man eine Künstlerseele einer Krämerseele abjagt und die wüthende Meute von albernem und kurzsichtigem Verwandtenvolk bezwingt. William Hogarth, müßt Ihr wissen, ist auch erst seit wenigen Jahren Maler. Fragt nur seinen Erretter, welche Mühe er gehabt, ihn aus den Klauen seines ersten Lehrherrn zu reißen. Man wollte wahrhaftig einen Goldschmied aus ihm machen, der jetzt im schmutzigen Farbenkittel vor Euch steht, und dem Himmel dankt, daß er ihn tragen darf."

James Thornhill wohnte nur einige Schritte von Sadlers Wells entfernt und seine Tochter Nelly war es, die ihm Haus hielt seit dem frühen Tod der Mutter. Sie war ernst und verschlossen, auch wenig hübsch, Hogarth bezeichnete sie seinem

jungen Gefährten zwar als das „verständigste Mädchen der Welt, die er am Höchsten halte von Allen", gab aber doch zugleich zu verstehen, daß er sie doch am Wenigsten zur Frau wünsche. „Ich würde dagegen auch von Allen der Letzte sein, den sie sich zum Manne nähme", setzte er hinzu: „Wir vertragen uns nun einmal schlecht und zanken uns so oft wie möglich. Ein kleines lustiges Ding werdet Ihr aber dort finden, das Jedem gefallen muß, die Pflegetochter eines alten Musikanten: Lavinia Fenton, den feinsten Kopf, den ich je sah. Ich habe ihn schon zwei Mal aus dem Gedächtniß skizzirt, und immer wieder finde ich etwas Neues, Hübsches an ihm. Sie wird Sängerin werden, Händel hat es durchgesetzt, wie ich höre, er und der junge Paradisi geben ihr Unterricht. Man hat erst seit Kurzem erfahren, daß sie eine prachtvolle Stimme hat. Die Deutschen sind wunderliche Leute. Sie besitzen die größten Schätze, ohne daß sie es Jemand verrathen. Wir dagegen müssen gleich Alles, was wir haben, der ganzen Welt

zeigen. Beneidet zu werden ist unser größter Stolz. Den Deutschen genügt es, zu wissen, daß sie etwas Besseres haben oder sind als Andere — sie zeigen es nicht anders, als wenn man sie dazu zwingt. Ich habe die Lavinia noch nie gehört, der Alte erlaubt keinen Probeflug des Wundervogels, ehe er vollständig flügge geworden. Dann findet Ihr auch den Dichter Carrey dort und seinen wüsten Gefährten, Richard Savage, so wie den guten Sheridan. Nur den Kopf in die Höhe heut Abend und nicht so schüchtern, Ihr braucht Euch nicht zu schämen, in so guter Gesellschaft zu erscheinen, mein Freund. Wer so den Pinsel zu führen versteht, der hat nicht nöthig, die Augen niederzuschlagen wie ein Mädchen."

Während dieser langen Rede wurde das Gesicht des jungen Malers todtenblaß und gleich darauf glühend roth.

„Laßt mich nur ruhig in meinem Winkel", sagte er mit einer etwas bewegten Stimme, „ich bin nun einmal linkisch und ungeschickt, es wird

sich wohl allmälig verlieren! Ich tauge nur neben Euch auf dem Gerüst zu arbeiten. — Das schien denn auch wirklich so; während der ersten Hälfte des Abends im Thornhillschen Hause saß der junge Gehülfe ziemlich einsam in einer dunkeln Ecke und schien nichts zu sehen und zu hören als das Gesicht und die Stimme seines Meisters. Zuweilen begegneten die Augen des Jünglings auf diesem ihrem Wege aber den scharfen grauen Augen eines bleichen Mädchens; es war Nelly, die ihn mit besonderer Aufmerksamkeit zu betrachten schien. Der blonde Jüngling mußte sich noch wenig unter Menschen bewegt haben, daß ihm dieser Blick schon Herzklopfen brachte. Er war froh, als die schlanke Lavinia Fenton sich jetzt dem alten Thornhill näherte und mit der Zuversicht eines verzogenen Kindes ihn um „die Geschichte" bat, die er ihr das letzte Mal zu erzählen versprochen, die Geschichte nämlich vom „kleinen Goldschmiedjungen Will Hogarth". Es war eine unbeabsichtigt malerische Gruppirung von Köpfen und Gestalten in der

halbdunkeln Stube in diesem Augenblick, werth, daß Hogarths feiner Stift sie festhielt. Er rückte denn auch seinen Stuhl an den Tisch, schob die Kerze dicht heran und fing an zu zeichnen. „Seht mir nicht über die Schulter, Sheridan“, sagte er, „nachher mag Jeder das Blatt sehen, und Ihr Neugieriger auch!“

„Nun, so werde ich mich hinter Euch setzen, damit ich nicht als Spottfigur auf Eurem Bilde erscheine“, lachte der Schauspieler und zog sich zurück.

„Es war also an einem Sommernachmittage“, erzählte der alte James Thornhill, „als ich mit einem kleinen zerbrochenen Ring, Nelly hatte ihn von ihrer verstorbenen Mutter und trug ihn an ihrem Zeigefinger, der damals noch sehr klein und schmal war, in einen Goldschmiedladen trat, in der Fleetstraße der City. Es war dunkel und traurig in der Stube und kein Mensch darin, und da es eben anfing heftig zu regnen, setzte ich mich auf eine Bank im Laden und wartete. Ein arger

Wortwechsel wurde aber in der Nebenstube laut, eine scheltende Weiberstimme im höchsten Discant und ein brummender Männerbaß, und dazwischen erhob sich dann und wann eine helle Knabenstimme. Stockschläge fielen endlich sogar, wohin aber, konnte ich nicht errathen, ob auf den Rücken des Jungen oder der Frau, da das Geschrei deshalb nicht ärger wurde. Endlich wurde ich aber ungeduldig und stampfte mit Füßen und Stock heftig den Boden und läutete zugleich an der Ladenglocke. Eine Weile dauerte es aber doch noch, ehe Jemand kam, und dieser Jemand war nur ein zerzauster großer Bube mit einem hochrothen trotzigen Gesicht. Er strich sich das braune Haar hinter die Ohren und fragte finster nach meinem Begehr. Ich sah ihn aufmerksam an; er sah zwar bekümmert, aber zugleich doch auch fest und entschlossen aus. Bei längerem Hinblick entdeckte ich eine große Beule auf seiner Stirn und einen blutigen Riß an seiner Hand. „Habt Ihr Euch gestoßen?“ fragte ich da schnell, ehe ich ihm ant-

wortete. „Ja", sagte er mit einem verächtlichen Lächeln, „an dem Stocke meines Meisters." — „Ihr wollt doch nicht sagen, daß Ihr es gewesen, auf den jene Schläge niedergefallen, die ich seit einer Weile gehört?"

„Es ist, wie Ihr vermuthet."

„Aber, mein Junge, Ihr seht vielmehr aus wie Einer, der Schläge auszutheilen gewohnt ist, als sie zu empfangen."

„Das kann sein, aber trotzdem schlägt mich mein Lehrherr mit dem dicksten Stock in der ganzen City, und die einzige Genugthuung, die ich dabei habe, ist, keinen Laut auszustoßen."

„Weshalb schlägt man Euch denn?"

„Weil ich Etwas gezeichnet habe."

Diese Antwort machte mich gewaltig neugierig, wie Ihr Alle denken könnt.

„Was habt Ihr denn gezeichnet?" fragte ich weiter.

„Ach," antwortete der böse Bube nachlässig, „was werdet Ihr davon verstehen! Ihr zankt

mich vielleicht auch noch aus, wenn ich's erzähle, und gebt meinem Lehrherrn Recht, und der hat das letzte Blatt auch schon wieder zerrissen."

„Das letzte Blatt? Habt Ihr denn schon mehr als eines gemacht?"

„Seht, ich sagte ja, daß Ihr nichts davon versteht! Wie denkt Ihr Euch denn solche Zeichnung, Herr? Zeichnet man denn, wenn's Einem einmal so in den Fingern juckt, nur ein einzig armes Blättchen voll? Beschmiert man nicht alle leere Papierstückchen, die man in die Hände bekommt? Könnte er mich sonst schlagen? Man merkt's, daß Ihr noch nie einen Stift zwischen den Fingern gehalten!"

„Wer weiß, mein Knabe. Vor der Hand laßt mir den Ring da in Ordnung bringen, ich werde ihn wieder abholen in drei Tagen, und während der Zeit sucht etwas von Eurem Gekritzel zusammen, daß ich's einmal ansehe. Wenn ich auch selbst nichts davon verstehe, so habe ich doch einen guten Freund, der etwas dergleichen

kann, und dem will ich's zeigen. Vielleicht, wenn Ihr Talent habt, könnte Euch eher geholfen werden, als Ihr denkt."

Er heftete seine durchdringenden Augen auf mich. „Geholfen? Es giebt nur eine Hülfe, nämlich die, mich Maler werden zu lassen, und das leidet der Vater nun einmal nicht. Der Meister läßt mich auch nicht los! Den kennt Ihr nicht!" Als er kaum ausgeredet, kam der Goldschmied selber herein. Er hatte sich seine Perrücke offenbar ein wenig geglättet und sein Gesicht auch. Aber trotzdem kam er mir häßlicher und runzeliger vor, als alle alten Männer, die ich bisher gesehn. Shakespeare's Shylok mochte etwa so gelacht, so geblickt haben."

„Habt Ihr Euch über Euren Lehrling geärgert?" fragte ich.

„Das wäre nicht das erste Mal gewesen und würde nicht das letzte Mal sein," antwortete er mit einem wüthenden Seitenblick auf den Knaben. „Was that er denn?"

„Er hat wieder, statt zu arbeiten, die schändlichsten Fratzen gemalt, von meinem Weibe und mir!"

„Könnt Ihr mir nicht das Blatt zeigen?"

„Gewiß kann ich das! Ihr mögt daran sehen, wie boshaft der Bube ist!"

Der Alte verließ uns und kehrte gleich darauf mit einem Blatt zurück, das er mir hinreichte. Es war eine Zank-Scene zwischen einem alten zerlumpten Juden und dem keckſten, gemeinsten Weibe, das je einen Korb voll Aepfel am Arme getragen. Das Gesicht des Goldarbeiters war täuschend ähnlich. Die Art der Zeichnung überraschte mich aber so sehr, daß ich fest und ruhig sagte: „Der Junge hier, der das gemacht hat, muß durchaus Maler werden."

„Nehmt ihn hin, lieber heute wie morgen, ich ärgere mir doch den Tod an den Hals mit ihm und mein Weib wird mager davon!" antwortete der Goldschmied. „Sein Vater aber ist nun einmal darauf versessen, einen Goldschmied aus ihm zu machen!"

„Wollt Ihr mir den Jungen so lange geben, bis ich seinen Vater dazu gebracht, ihm ferner keinen Zwang mehr anzuthun?“

„Ich bin froh, ihn los zu sein! Er mag zur Stelle seine Sachen packen!“

Will, denn Will Hogarth hieß er eben, war wie im Traume, und als ich ihn zwei Stunden später zu meiner Nelly brachte, die damals noch ein kleines Ding war, da schien er kaum noch Etwas zu sehen noch zu hören.

Am nächsten Tage ging ich zu dem alten Hogarth, aber all mein Bitten brachte nur die eine Antwort ein: „Behaltet den Taugenichts, wenn Ihr wollt, ich gebe ihm aber keinen Penny! Wollt Ihr ihn ernähren, so ist das Eure Sache! Ich will einmal einen Sohn haben, der sich sein Brod verdient und Fleisch dazu. Ehe er mir nicht den sichtbarlichen Beweis giebt, daß er es kann, mag ich Nichts von ihm wissen! Den Weg dazu habe ich ihm gezeigt. Auf dem anderen, von dem Ihr da redet, verhungert er sicher.“

Ich behielt nun zwar den Will wirklich bei mir, aber ich war selber damals recht arm und mußte mich quälen. So groß das Talent des Knaben, was ich bald einsah, so fleißig er auch lernte, so glückselig er auch schien, nur lernen zu dürfen, so grämte er sich doch gar sehr über den harten Sinn seines Vaters.

Die Nelly allein war damals seine Vertraute und das Kind kam fast täglich mit einem neuen Plan zu mir, um den „bösen Vater“ mit dem „guten Will“ zu versöhnen, aber der eine Gedanke war immer toller und unausführbarer, als der andere. Darüber ging die Zeit hin, die Kleine wurde immer unruhiger und wirklich elend in der Sorge um ihren jungen Freund und Spielgefährten, bis ich ihm endlich geradezu verbot, von seinem Kummer mit ihr zu reden. Dabei versuchte er sich heimlich etwas zu verdienen, um mir nicht allzuviel zu kosten. Er malte Wirthshausschilder, und weil er darauf die Farben noch nicht zu sparen verstand, so

fielen sie den Leuten gewaltig in die Augen und die Bestellungen mehrten sich von Tag zu Tage. Da hatte er denn eines Tages ein Schild für eine kleine Taverne vollendet und alle nur erdenklichen Lebensmittel in äußerst geschickter Weise darauf angebracht, aber wirklich so lockend und naturgetreu, daß Einem das Wasser in dem Munde zusammenlief und man gleich hätte hineinbeißen mögen in all das Fleisch und Brod; dazu hatte er gewaltige Krüge voll Porter und Ale hingestellt mit einem Schaum ohne Ende.

Nelly stand bewundernd davor. „Wenn das der Vater sähe“, sagte Will halb seufzend, halb scherzend, „so könnte er doch nicht mehr sagen, daß ich mir das Brod nicht selber zu schaffen vermöchte. Und nicht nur Fleisch, sogar Bier dazu!“ Diese Worte gingen der Kleinen nicht aus dem Sinn. Und was meint Ihr wohl, das sie that? Etwas, das eben nur ein Frauenzimmer auszudenken und auszuführen vermag. Ja, ja, ich erzähl's, Dein Winken ist vergebens und Dein

Stirnrunzeln, es hat mir schon oft auf der Seele gebrannt, und dann ist's ja schon so lange her! Der Will mag's jetzt endlich auch erfahren, daß Du es gewesen, die ihm des Vaters Vergebung erwirkt. Fahrt nicht auf, William Hogarth; macht kein so erstauntes Gesicht, seid still, bis ich fertig bin! Ich hab's der Lavinia schon lange versprochen, ihr diese Geschichte zu erzählen. Nun soll sie auch wahrheitsgetreu bis zu Ende berichtet werden.

„Also gegen Abend, Will schlenderte draußen umher, wie das so seine Gewohnheit, und ich war zu meiner kranken Schwester gegangen, die kaum drei Häuser entfernt wohnte, schleicht sich das Mädchen in die Werkstatt, sie hatte den Schlüssel in Verwahrung, ladet sich, mit Hülfe der alten Magd, ihrer vormaligen Amme, die blind Alles that, was Nelly von ihr forderte, das fertige Bild auf den Rücken, wie sie so oft gesehen, daß der Will es gethan, wenn er die Schilder zu den Bestellern getragen, und schleppte es so durch

viele Straßen und Gäßchen in das Haus des alten Sam Hogarth. Er selbst war es, der ihr die Thür öffnete. Nehmt mir das Bild ab, bat sie mit schwacher Stimme, ich glaube, ich werde umfallen! Und als man es ihr abgenommen, da brach das tolle Ding wirklich zusammen, weiß wie ein Leinentuch, und büßte ihre Thorheit durch eine lange Ohnmacht. Nachher, als sie wieder ganz munter geworden und der alte Mann sich auch von seinem Staunen und Schrecken erholt hatte, nahm sie ihn keck, wie ein Mädchen immerhin ist, bei der Hand und führte ihn vor das Bild. Da hat denn der Alte die Hände in einander geschlagen und wie ein Kind das Gemalte angestarrt und endlich gesagt: „Das ist ja wirkliches und wahrhaftiges Brod und Fleisch und ein tüchtiger Trunk dazu! Der Maler ist der klügste und geschickteste von uns Allen, der Solches zu Wege bringt. Der kann ja fast so viel als unser Herrgott, der Tausende mit einem Brod und Fischen sättigte, man meint auch

satt zu sein, wenn man das Schild da nur ansieht."

Als er das gesagt, ist ihm die Nelly um den Hals gefallen und hat ihm, ich weiß nicht was Alles, zugeraunt, und das Ende von der Geschichte war, daß das Schild von einem rüstigen Knechte in aller Stille wieder in die Werkstatt getragen wurde und am nächsten Morgen der alte Hogarth seinen Sohn zu sich bescheiden ließ, um ihm zu sagen, daß er ihm verzeihen wolle, wenn er ferner solche Schilder malen und ein ordentlicher Maler werden wolle. Woher die plötzliche Sinnesänderung, erfuhr damals Niemand, und William selber hat's, Ihr seht es ihm an, erst heute gehört; die wunderliche Nelly wollte es so und der Alte auch, der nicht einzugestehen Lust hatte, daß ein kleines Mädchen ihn erst zur Vernunft gebracht. Er war so recht vom Herzen froh über die Wandlung des Alten, aber er forschte in seiner Weise nicht viel nach dem Warum. Ein ordentlicher Maler zu werden, hatte er ihm ver-

sprochen, die Schilderarbeit gab er freilich auf, ob er's gehalten", setzte der Erzähler schalkhaft lächelnd hinzu, „weiß ich nicht."

William Hogarth war aus dem Zimmer verschwunden, noch vor dem Schluß der Erzählung, aber auch Nelly's Stelle war leer.

Die Zurückgebliebenen fielen nun über das Blatt her, das er achtlos hatte liegen lassen, es ging von Hand zu Hand. Eine köstliche Gruppe, meisterhaft zusammengestellt, leicht und sicher hingeworfen, zeigte sich den Blicken Aller. Den Mittelpunkt bildete die stattliche Gestalt des Erzählers selbst, mit seinem gutmüthig lächelnden Gesicht und der immer verschobenen Perrücke. Hinter ihm lehnte Nelly, ernst und streng, wie immer, die Hand auf seine Schulter stützend. Lavinia Fenton saß zu seinen Füßen, den Kopf des zottigen Hundes Thornhills auf ihren Knieen. Die Linie ihres Profils, die halbgelösten Locken ihres Haars warend reizend. Mit listigem Blick und vorgebeugtem Kopf schien Richard Savage, der junge

Dichter, seinen Freund Henry Carrey auf diese knospende Schönheit aufmerksam zu machen, während Sheridan mit dem jungen Gehülfen des Malers sich in ein Gespräch verwickelt zu haben schien. Der besorgten Miene des Schauspielers nach zu urtheilen betraf es wohl wieder die Vollendung der Malereien in Sadlers Wells, erklärten die lachenden Beschauer unter einander, und den alten Pepusch hatte Hogarth in eine Ecke des Vordergrundes geschoben. Der Musiker blätterte mit vorgeschobener Unterlippe in einem dicken Notenbuche und Hogarth selbst saß an einem Tisch und zeichnete. Alle Köpfe waren meisterhaft, jede Gestalt trug, trotz der flüchtigen Skizzirung, ihr eigenthümliches wirkliches Wesen zur Schau.

„Wäre es nicht schade, wenn er ein schlechter Goldschmied geworden?“ fragte eben Thornhill scherzend, als William Hogarth wieder herein trat. Aber der Maler gab kein Zeichen, daß er die Worte verstanden. Er sah aufgeregt und mißvergnügt aus. Schweigend näherte er sich dem Tisch, rollte

das Blatt zusammen und schickte sich an, das Zimmer wieder zu verlassen.

„Wo wollt Ihr hin, William?“ fragte Thornhill verwundert.

„Nach Hause“, lautete die kurze Antwort.

„Aber Ihr seid ja noch nie so früh von uns gegangen, nehmt doch erst den gewohnten Imbiß mit uns.“

„Nein, ich bin nicht hungrig, es fiel mir zu spät ein, daß ich noch einen zweiten Gehülfen zu mir bestellt, ich werde nicht fertig sonst mit der Arbeit, ich muß also heute noch mit ihm reden.“

„Laßt ihn gehn!“ bat Sheridan leise.

Auch der junge Gehülfe erhob sich sofort und verließ nach einer leise gemurmelten Entschuldigung mit seinem Meister das Zimmer. Draußen im Flur, den nur das Mondlicht erhellte, fühlte sich aber William Hogarth plötzlich an der Hand ergriffen.

„Ich muß Euch Etwas fragen“, flüsterte eine Mädchenstimme, „wartet einen Augenblick und

tretet mit mir herein, es ist Nelly's Zimmer, aber sie ist nicht drinnen, sie ist in der Küche, ich weiß es!"

Hogarth erkannte im Hereintreten in das kleine, durch eine Lampe nur schwach beleuchtete Stübchen die reizende Gestalt und das feine Gesicht Lavinia's.

„Habt Ihr wohl noch so viel von Euren Lehrjahren bei dem Meister Goldschmied behalten, daß Ihr mir einen Ring zusammenfügen könnt, der zerbrach?" fragte sie unruhig und ihre großen Augen schienen den Grund seiner Seele erforschen zu wollen.

„Ich denke ja, meine letzte Arbeit war zwar jener zerbrochene Ring Nelly's, ich fügte ihn damals schon in der Malerwerkstatt unter den Augen des Mädchens zusammen, die mir staunend zusah. Das ist freilich lange her. Habt Ihr etwa eine Arbeit für mich?"

„Ja, ich mag sie keinem fremden Manne

auftragen, Euch kenne ich, und Euch traue ich auch, William Hogarth."

„Ich glaube nicht, daß Ihr Viele fändet, die Euch dies letzte Wort nachsprächen, kleine Lavinia", lachte der Maler, „und um dieses Wortes willen verspreche ich Euch, Eure Arbeit anzunehmen. Zeigt her, was ist es?"

„Der Ring an der Einfassung dieses kleinen Bildes zersprang und ich kann es nun nicht mehr an dem Bande tragen, an dem ich es bisher trug, und fürchte es zu verlieren."

Ihre kleine Hand hielt ihm ein kleines Portrait in goldener Fassung entgegen. „Aber ich werde es morgen Euch selbst bringen, William Hogarth, heut Abend dürft Ihr es noch nicht mitnehmen, Ihr müßt den Ring machen, während ich dabei stehe und zusehe!"

Der Maler hielt das Bild an's Licht der Lampe.

„Seltsamer Einfall von meinem Freunde, sich in solcher Tracht malen zu lassen!" murmelte er.

„Euer Freund?“ fragte das Mädchen fast mit einem Ausdruck des Entsetzens.

„Gewiß! Meint Ihr, Will Hogarth, der Sohn des Volks, könne keine vornehmen Freunde haben? Aber wie kommt Ihr eigentlich an das Bild des Herzogs von Belton?“

„Das ist kein Herzog von Belton, das ist gar kein Mann, der mehr auf der Erde lebt, das ist ein ermordeter Graf in Deutschland, der Königsmark hieß.“

„Nun, dann sieht Belton ihm zum Verwechseln ähnlich, nur nicht so heiter und lebensmuthig.“

„Redet Ihr im Ernst? Lebt wirklich ein Mann, der diesem Gesicht da gleicht? Der solche Augen hat? Geht — Ihr scherzt! Es ist nicht möglich!“

„Aber warum werdet Ihr dabei so bleich und zittert, Kleine? Was ist da zu fürchten? Niemand sieht einem Gespenste weniger ähnlich als Georg Belton.“

„Kann ich ihn einmal sehen?“ frug Lavinia hastig.

„Wenn Ihr Montags Abends in die Beswik-Schenke kommen wollt oder Freitags den Garten von Vauxhall durchstreifen könntet, möchtet Ihr ihn wohl treffen, insofern Ihr es nicht vorzieht, kleines neugieriges Mädchen, ihn in seinem schönen Hause aufzusuchen und seine Gemahlin zu bitten, ihn Euch einmal zu zeigen.“

Lavinia antwortete nicht. Eine Fluth von Bildern und Gedanken wogte in ihrem Kopfe auf und ab.

„Ich komme morgen mit Jamie Dryden in Eure Malerstube“, sagte sie endlich, „und nun geht, schnell, schnell! Ich laufe durch diese kleine Thür, Nelly ruft mich! Schleicht Euch behutsam fort. Ich glaube, Nelly ist böse auf Euch. Was habt Ihr denn der guten Nelly zu Leide gethan? Gute Nacht!“

Sie huschte davon. William Hogarth aber warf noch einen langen Blick in das Zimmer, ehe er die Thür öffnete, es wieder zu verlassen.

Wie zierlich geordnet war es doch in seiner schlichten Einfachheit! Das Bild Nelly's verlor viel von seiner Strenge hier in diesem blumendurchdufteten Raum. Weiße Vorhänge verhüllten das Bett. Zu Häupten desselben stand ein Betschemel, an der Wand daneben, unter dem Crucifix, der kleine Weihkessel mit Blumen bekränzt. Er hob die Lampe, das Plätzchen zu betrachten. Etwas wie Gold blitzte ihm entgegen. An dem Weihkessel war jener kleine Ring befestigt, den er einst vor vielen Jahren für die kleine Nelly zusammengefügt. Er erkannte ihn sogleich. Eine seltsame Rührung, ein Gemisch von Freude und Schmerz beschlich ihn. „Wunderbares Frauenherz", murmelte er. „Du denkst meiner und verschmähst mich doch?! Aber ich will Dich gewinnen! Ich, Will Hogarth!" —

Und sich neigend, küßte er das Crucifix neben dem jungfräulichen Lager mit einer Andacht, wie er sie noch nie empfunden und verließ das Zimmer.

Draußen vor der Hausthür fand er seinen jungen Gehülfen heftig auf und nieder gehend. Hogarth schritt weiter ohne auf ihn zu achten, erst als er den Andern so dicht an seiner Seite fühlte, schien er sich seiner zu erinnern.

„Ist sie nicht hübsch, die kleine Lavinia?“ fragte er zerstreut.

„Abscheulich häßlich, und boshaft wie ein Teufel“, lautete die in zitterndem Tone gegebene Antwort.

Hogarth blieb erstarrt stehen und mühte sich, das Gesicht seines Gefährten zu erkennen. Aber der Mond hatte sich eben hinter eine Wolke versteckt, es war unmöglich. Nur ungleiche Athemzüge verriethen ihm eine ungewöhnliche Aufregung des Jünglings.

„Armer Schelm, Ihr habt Euch in sie verliebt und seid eifersüchtig auf mich! Beruhigt Euch — sie würde mich, wenn ich Lust hätte, um sie zu werben, eben so abweisen, wie sie vielleicht Euch abweist. Ich sage Euch aber zum Troste,

daß dies Kind noch Schönere und Bessere abweisen wird, als uns, und sie werden's ertragen müssen, wie wir. An dem „Ja" oder „Nein" einer Frau hängt ja auch nimmermehr das Leben eines echten Mannes. Mich soll's nicht kümmern, und wenn alle Frauen der Erde sich weigerten, mich zu lieben. Ich liebe sie auch nicht! Kommt, nehmt meinen Arm, laßt uns noch einen Gang durch die Straßen machen, das kühlt ab und macht besonnen! Was ist uns Lavinia Fenton?! Seid vernünftig, mein Junge!"

Der „Junge" schien aber trotz des langen Ganges noch nicht vernünftig werden zu wollen. Sein Arm zitterte in dem des Meisters, und seine Athemzüge waren unregelmäßiger wie je zuvor.

Aber Niemand hätte das weniger beachten können, als Hogarth. Er schritt in Gedanken verloren dahin. Vor seinen Augen stand das Bild der strengen ernsten Nelly, jenes Mädchens, deren Zärtlichkeit er das Herz des Vaters verdankte, wie er vor kaum einer Stunde mit tiefer

Herzenserschütterung erfahren. Und sie eben, sie war es doch gewesen, die sich kalt von ihm gewendet, als er erregt von der Erzählung und in einer Aufwallung von Dankbarkeit ihr draußen auf der Treppenstufe in dem lauschigen Winkel süße Worte gesagt. — — Sie hatte seiner plötzlichen Zärtlichkeit ein stolzes ungläubiges Lächeln entgegengestellt, sie hatte über ihn gespottet — aber diese kalte Zurückweisung hatte ihn mehr gereizt und entzündet, als alle Zuvorkommenheit der Welt. — Sie verschmähte ihn — es war sichtlich — aber sie *sollte* ihn lieben lernen. — Will Hogarth that diesen geläufigen Männerschwur diesmal beim Barte des heiligen Lucas, des Schutzpatrons der Malergilde.

Capitel XI.

Brief des Herzogs v. Belton an Gottfried Kneller.

„Spiel ist unser Leben und Schauspiel.
Murrender, lerne
Spielen oder Du trägst Schmerzen und
Schaden davon."

„Warum seid Ihr nicht früher offen gewesen gegen mich, armer Freund, viel Angst und Unruhe wäre Euch erspart geblieben. Was Ihr in Dublin, in ganz Irland vergeblich sucht, Eure verschwundene unglückliche Jugendliebe: sie ist hier unter meiner Obhut in London und der Mann, der sie elend gemacht und der noch immer unter uns sich zeigt, der Dechant Swift, ahnt ihre Anwesenheit eben so wenig, wie Ihr sie damals geahnt. Warum Eure Esther sich gerade zu mir geflüchtet, erzähle ich Euch, wenn Ihr heimkehrt. Zögert

nicht, sie ist krank, und es kommen Augenblicke, wo ich mich nicht muthig genug fühle, sie allein zu behüten vor einem Wiedersehn, das ihr Tod sein müßte: vor dem Anblick Swifts. Ich weiß, daß er im Geheimen Alles aufbietet, die Spur der Entflohenen aufzufinden, und wenn ich mich überwinde, fast täglich seine Gesellschaft zu ertragen, so ist es nur, weil ich auf diese Weise ihn auf einen falschen Weg zu leiten vermag. Es liegt wie eine schwere Ahnung auf mir, daß ihre Augen sich nicht schließen werden, ohne den seinen noch einmal zu begegnen, und dann würde die Arme verloren sein.

„Es klingt vielleicht lächerlich, einen Mann von Ueberwindung reden zu hören, die ihm die Nähe eines Andern verursacht, der ihn persönlich nie beleidigte, aber Swifts Gesicht allein flößte mir von allem Anfang an Abscheu ein. Es ist etwas in seinen Zügen, das mich den Ausspruch der Herzogin von Queensbury begreifen läßt, den sie einmal in einer vertrauten Unterhaltung mit mir

gethan: „er sieht aus, als ob er unter schweren Verbrechern aufgewachsen und nur unter Mördern und Dieben gelebt.“ Und ist er nicht Mörder und Dieb zugleich, dieser Mann, ein Mörder, in Amt und Würden, an zwei zärtlichen Frauenherzen, die er auf die langsamste Weise zu Tode marterte? Stahl er zwei edlen vertrauungsvollen Geschöpfen nicht Jugend und Lebensglück, um es ihnen zerfetzt vor die Füße zu werfen?

„Kommt bald, Godefroy, und laßt Euch erzählen, was Eure Esther gelitten und lernt, wie ich, die Knie beugen vor dem Märtyrerthum der Frauenliebe. Keiner von uns duldet die Hälfte jener geistigen Leiden, die das Weib lächelnd erträgt, wenn es wahrhaft liebt. Wir rasen und toben, wenn sich ein unübersteigliches Hinderniß zwischen uns und die Erfüllung unserer Wünsche drängt, wir kämpfen mit einem tollkühnen Muthe, aber ach, wie lange?! Nicht länger, als wir um jedes andere Gut kämpfen würden, das zu erringen, an uns zu reißen, unserm Ehrgeiz wünschens-

werth erscheint. Und wie pflegen wir uns obendrein solchen Kampfes zu rühmen! Wie tausend Mal sagen wir stolz: „das habe ich für Dich gethan! Danke es mir durch unbegrenzte Liebe!" Ob wohl eine Frau je anders jener Kämpfe gedenkt, die sie für ihre Liebe kämpfte, als mit den Worten Aricia's: „es schmerzte nicht!"

„Sie schaut ihn an, den Mann ihrer Liebe, sie ist bei ihm und in diesem Anschauen und Beiihmsein vergißt sie in einer Stunde Alles, was sie um ihn gelitten. Ja, dies Glück erscheint ihr so groß, daß sie jeden Augenblick bereit ist, alle Qualen, die sie erduldet, in zehnfachem Maaße zu ertragen, wenn sie sich dadurch ein Recht auf dasselbe, eine Art Sicherheit für denselben zu erkaufen meint. Und wenn wir verrathen und betrogen werden in unserer Liebe, so leidet, trotz aller Schmerzensäußerungen, unser Herz doch allezeit geringere Pein als unser Stolz, sonst würden wir nicht so schnell verachten lernen, was wir liebten.

„Esther Swifts oder Stella's Leidensgeschichte lehrt mich, daß die Frau, die wahrhaft liebt, die ihre Seele und ihren Leib hingab für alle Ewigkeit, wie sie in ihrem heiligen Kinderglauben meint, Alles eher lernt, als Verachtung des Geliebten, daß sie sich gegen solche Ueberzeugung sträubt mit der verzweifelten Angst eines Ertrinkenden, der die Hände ausstreckt nach Rettung, und daß sie diese Wandlung ihrer Gefühle nicht überlebt. Das Frauenherz ist eben anders und so viel feiner construirt, es geht zu Grunde an gewissen Dingen, die wir ohne sonderlichen und sichtlichen Schaden tragen. Kommt und seht Stella, wie sie sich nun einmal am liebsten nennt, weil er sie so nannte, kommt, um zu staunen und zu bewundern; kommt aber nicht, um auf Liebe zu hoffen, denn Ihr würdet bittere Täuschung erfahren. Ich sage Euch, daß sie, trotz ihres Entsetzens beim Gedanken an die Möglichkeit ihm zu begegnen, noch keinen andern Gedanken hat als ihn und bis zum Ende ihres Lebens haben wird.

„Ihr wißt, Godefroy, daß eine stürmische Jugend mich die Frauen nicht sonderlich hochstellen lehrte. Ich habe nach Idealen gesucht, als das lebendige Ideal meiner Seele, meine Mutter, gestorben und eitle, genußsüchtige, armselige Geschöpfe von Fleisch und Blut gefunden, die kaum verdienten, daß man ihnen eine Stunde, geschweige einen Herzschlag, einen Gedanken opfere. In die Tiefen der Gesellschaft tauchte ich und auf die Höhen bin ich gestiegen, und nur zwei Gestalten sind es, die mir begehrenswerth erschienen in dieser Fluth von Erscheinungen: Kitty Queensbury und Stella Swift. Beide sollten für mich verloren und Glücklicheren bestimmt sein. Ich werde allein bleiben und sterben, ohne jenen Schatz gefunden zu haben, nach dem ich gesucht, bis meine Kräfte erschöpften und mein Muth erlahmte: den Schatz, der wirklich da ist, wie ich fest glaube und nicht nur in meinen Träumen lebt, den Schatz wahrhaftiger Frauenliebe.

„Ich habe Stella noch Nichts von Euch zu

sagen gewagt, sie ist so schwach und jede Erregung schadet ihr. Wenn Ihr erst wieder hier seid, wollen wir gemeinschaftlich berathen, was zu thun, um sie durch Euer Erscheinen nicht allzu schmerzlich zu erschüttern.

„Der Prinz hat schon zweimal nach Euch gefragt, ich denke, er will seine neue Freundin, die schöne Lepel von Euch für sich malen lassen. Man sagt, daß die angebetete Mary in Kurzem den jungen Hervey mit ihrer Hand beglücken werde, die Hochzeitsvorbereitungen werden bereits im Stillen in großartiger Weise getroffen, alle Stickerinnen Londons arbeiten sich zu Tode an den Gewändern und dem Schleier der Braut. Die Prinzessin soll die Bewerbung begünstigen, um ihren Liebling Hervey in ihrer Nähe zu behalten. Die schlaue Hofdame hat sich ihr ebenfalls unentbehrlich gemacht und ihr Verhältniß zu dem Prinzen so geschickt zu verbergen gewußt, daß die arme Caroline oft Thränen vergießt über die unüberwindliche Abneigung ihres Mannes und ihrer Freundin. Die Gute

glaubt, daß Mary Lepel ihr zu Liebe das Opfer bringe, den häßlichsten und klügsten Mann, der jemals Frauen verblendete, zu heirathen, während die schöne Dame doch alle ihre bekannten Verführungskünste aufgeboten hat, sich jenen reichen Schützer zu erobern. Ich fürchte, sie hat mit Henry Carrey ein schlimmes Spiel gespielt, hoffentlich lernt er ihr gegenüber jene Miene zur Schau zu tragen, die sie verdient. Eine Andere wird vor ihrem Spiegel sich auch etwas Aehnliches einzustudiren haben: die Montagu nämlich. Sie glaubt noch immer, daß Lord Hervey sich in ihren Geist und ihr Gesicht sterblich verliebt und dies nächstens durch irgend einen Eclat erkennen zu geben beabsichtige. Es würde ihr gleichgültig sein, in welcher Weise derselbe Gestalt gewönne, ob Hervey sich aus Verzweiflung, sie nicht besitzen zu dürfen, sich nur verschiedene Glieder abschnitte, oder sein Haus in Brand steckte, sie selber entführte oder sich tödtete, wenn eben nur London davon redete! Sie will ja um jeden Preis immer

und allezeit von sich reden machen! Eine Entführung würde ihr sicher das Angenehmste sein, aber eine Entführung am hellen Tage, womöglich auf schnell dahin eilendem Rosse, um sich mit ihrem aufgelösten Haar in flatternden weißen Gewändern dem Volke zeigen zu können, willenlos in halber Ohnmacht der rohen Gewalt weichend, in allen Situationen aber die tugendhafteste, geistvollste, berühmteste Frau von Old England.

„Ihr erinnert Euch doch, daß ich Euch von der seltsamen Buße erzählte, die unsere berüchtigte Teufels-Dutzend-Bande dem Dichter Gay auferlegte? Ich habe den Verbannten gestern gesprochen und er hat mir die Versicherung gegeben, daß der Operntext vorwärts schreite und daß es bald an der Zeit sein dürfte, an die Melodieen und an die Sänger zu denken. Das Denken würde leichter sein als das Finden. Und doch war ich gestern auf dem Wege dazu. Ihr wißt, daß mich zuweilen die Laune überfällt, in der Dämmerung in unscheinbarster Kleidung entlegene Straßen zu

durchstreifen. Das that ich an dem gestrigen Abend. Ein Gewitterregen hatte eben aufgehört, überall waren die Fenster geöffnet, die köstliche Luft einzulassen. Da schlugen die Töne einer Mädchenstimme an mein Ohr. Ich blieb stehen. Welch ein Gesang, ich hatte nie süßere Laute gehört! Das Musikstück kannte ich nicht, aber die Worte unterschied ich deutlich, sie redeten von der Flöte sanftem Klageton, der den Schmerz unglücklicher Liebe schildert, der Klang schwoll empor, er starb dahin, wie Flötenton selber, ich konnte nicht von der Stelle. Ihr erinnert Euch vielleicht, daß Nichts auf mich eine größere Macht ausübt als die Musik. Es ist dann, als öffne sich ein Schrein in meiner Seele, zu dem nur eben Musik den Schlüssel, und in dem Schrein ist ein Tabernakel und Alles, was mir heilig, steht dort: das Bild meiner Mutter, die Erinnerung an meinen Vater, an die Gebete und Freuden meiner Kindheit, an die unerfüllt gebliebenen Träume: — Gott segne die Musik!

„Ich stand noch lange regungslos an die Mauern des gegenüber liegenden Hauses gelehnt und hörte noch immer jenen Gesang, als er schon, wer weiß wie lange Zeit, verstummt war. Eine alte Magd trat eben aus dem kleinen Hause. „Wer wohnt hier?“ fragte ich.

„Die Alte schien taub zu sein, ich mußte meine Frage wiederholen.“

„Nun, wer anders als meine Herrin?“ antwortete sie mürisch.

„Wie heißt sie?“

„Miß Thomas.“

„Sang sie?“

„In ihrer Jugend mag sie das zuweilen gethan haben!“

„Aber wer hat es denn eben gethan?“

„Es wird wohl der blinde Jamie, unser Kleiner, gespielt haben, oder gesungen“, sagte sie mit dem Zeichen höchster Ungeduld und trippelte davon.

„Ich folgte unwillkürlich derselben Richtung, aber daß eine Knabenstimme so gesungen haben sollte,

glaube ich nun und nimmermehr. Die schönste Knabenstimme hat ja die klare, kühle Färbung eines Morgenhimmels, und dieser Ton war der warme göttliche eines Abendhimmels im Süden. Es war eine Frau, die da sang, und ich werde diese Sängerin suchen! Jetzt kennt Ihr meinen neuen Lebenszweck, Godefroy. Wünscht mir sein Erreichen.

„Noch eine Neuigkeit aus der vornehmen Welt Eures Pinsels muß ich Euch doch zum Schlusse erzählen. Lady Headly, die kleine excentrische Malerin, ist ihrem Mann davon gelaufen. Das verdenkt Ihr zwar Niemand, wer den Lord kennt, aber Jeder zerbricht sich den Kopf, wohin sie sich gewendet haben mag, da Niemand ein Herzensinteresse bei ihr vermuthen kann. Der Lord erträgt sein Unglück mit Standhaftigkeit und beabsichtigt, für einige Zeit zur Zerstreuung nach dem Continent zu reisen. „Sie wird wieder da sein, wenn ich zurückkomme“, sagte er mit ruhigem Lächeln, „und wir werden dann nicht mehr über

die Sache reden. Ich lasse ihr drei Monate Zeit, alle Bildersammlungen in ganz England anzusehn, denn ich schwöre Euch, es ist einzig und allein ein wenig Farbe, die sie bewog, Headlyshouse zu verlassen.“ — Was sagt Ihr zu solcher Toleranz eines Ehemannes, theurer Freund? Ich finde sie bewundernswerth. Daß die hübsche Frau wieder kommt, glaube ich auch, sie ist an ihre Teppiche und Spiegel und an ihr elegantes Atelier gewöhnt.

„Eine hübsche Aufführung fand vor drei Tagen in Sadlers Wells statt; Sheridan ließ nämlich im Nebensaal von einer Gesellschaft Knaben, die sich mit besonderem Stolz seine Schüler nennen, Shakespeare's Othello aufführen. Eine Menge Zuschauer hatten sich eingefunden, und unter ihnen viele aus den höchsten Ständen. Ihr hättet meine stolze Frau neben Mary Lepel und der Montagu bewundern können. Gar Mancher warb eifrig um ein Lächeln von ihr, nur ich nicht. — Ist das nicht wunderlich? um ein Lächeln von ihr zu werben! — Mehr der Mühe des Schauens

werth waren zwei andere Dinge: der Knabe nämlich, der den Othello spielte, und ein Mädchenkopf, den ich neben einer älteren Frau entdeckte, leider erst wenige Minuten vor dem Schluß des Stückes. Manch großer Schauspieler hätte von diesem kleinen Othello lernen können. Er hatte offenbar die Lehren Shakespeare's an die Schauspieler auswendig gelernt, da war kein Armwerfen und kein Augenrollen, kein Aufschreien und Flüstern in einem Athemzuge, der Bube spielte den bösen Mohren mit einer wahrhaft edlen Haltung, er sprach vortrefflich und sein Mienenspiel war zum Erstaunen lebendig und richtig. In der letzten Scene, wo er seine kleine Desdemona, einen schwachen Knaben, mißhandelte und tödtete, erregte er einen wahren Sturm von Beifall. Sheridan führte ihn nachher zu uns heraus, die Frauen beschenkten ihn mit Naschwerk, wir Andern redeten mit ihm und studirten mit Interesse dies kluge Gesicht mit den schönen dunkeln Augen. Ich glaube, der Knabe wird eine große Zukunft haben.

Er heißt Garrik und ist der Sohn eines Capitains zu Hereford. Sheridan ist sehr stolz auf ihn.

„Als der junge Garrik uns wieder verließ und meine Augen ihn noch mechanisch verfolgten, sah ich in einiger Entfernung jenes junge Mädchen, das ich kurz zuvor erspäht, am Arme ihrer Mutter, vielleicht; sie hatte sich auch nach ihm hingewandt. Meine Augen verließen sie nicht mehr. Die Linie des Profils war mehr fesselnd als rein, zwischen den Augenbrauen stand die erste Andeutung einer finstern Falte, jener leidenschaftliche Zug, der mich, wenn ich ihn bei Frauenköpfen fand, oft zu Thorheiten verleitete, das dunkelblonde Haar war unberührt vom Puder und fiel in dichten Locken herab, die Gestalt hoch und schlank, fast noch knospenhaft. Der Blick der Augen mußte entzückend sein. Ich hätte viel darum gegeben, wenn er mich getroffen. Es sollte nicht sein. Als ich die Herzogin an den Wagen geleitet, war die junge Unbekannte verschwunden. Und seltsam, es war mir, als ob mir die Kleine nicht zum ersten

Male begegnet sei, als ob ich sie schon gesehen, aber wo? Wißt Ihr es nicht, Godefroy? Fremd und doch vertraut erschien sie mir. Ihr seht, ich bin ein unverbesserlicher Thor und Phantast. Lebt wohl! Ich hoffe, daß ich Euch in einer Woche umarmen darf! Ihr seid viel zu lange ausgeblieben für Eure Freunde, besonders für Euren vielgetreuen

Frank Belton."

Capitel XII.

Vauxhall=Garden.

„Spielt, Musikanten!
Platz, Platz! Gebt Raum! Und tanzt, ihr Mädchen, tanzt!
Mehr Licht, ihr Schelme!"
Shakespeare's Romeo und Julie.

Lavinia's Ausbildung im Gesange machte seit jenem Abend, wo der Glanz ihrer jungen Stimme so plötzlich Alle blendete, die erstaunenswerthesten Fortschritte. Händel triumphirte. „Nun weiß ich doch, warum ich sie von allem Anfang so lieb hatte", sagte er scherzend. „Sei fleißig, Kleine, und in Zeit von einem Jahre brauchst Du Dich vor keiner Cuzzoni zu fürchten, ja vor keiner Sängerin der Welt. Ich, Georg Händel, prophezeie es Dir!" Er erlaubte seinem Schützling, dem jungen Italiener Paradisi, nur in seltenen Fällen Lavinia zu unterrichten, und der berühmte Gesang=

lehrer schien sich auch nicht besonders eifrig darum zu bewerben. Eine Nebenbuhlerin seiner eifersüchtigen Freundin gleichsam schmücken zu helfen, war doch ein zu gefährliches Unternehmen, und so sehr ihn das großartige Talent des jungen Mädchens interessirte, so fürchtete er sich doch ein wenig vor der Durestanti.

„Lavinia Fenton wird mich einst in den Schatten stellen", hatte sie gesagt, „wer weiß, wer noch in einem Jahre an mich denken wird!"

Ein Feuerblick begleitete diese Worte.

„Margarita bleibt ewig die Sonne, können Sterne das Licht der Sonne verdunkeln?" lautete die Antwort.

„Schweigt, Schmeichler! Ihr seid einer der Ersten, der die Strahlen des Sternes bewundern wird, fangt Ihr doch jetzt schon an! Man soll später Euren Namen mit dem der Kleinen zusammen nennen und Euch als ihren Lehrer rühmen! Ich durchschaue Euch, Ehrgeiziger!"

Es war einige Wahrheit in ihren Worten,

so heftig Paradisi dieselbe auch augenblicklich zu bestreiten versuchte.

Leidenschaftlich, wie seine Liebe für seine verführerische Landesgenossin auch war, hinderte sie ihn doch keinen Augenblick, sich heimlich zu gestehen, daß er nie eine schönere Stimme, nie eine größere Musikbegabung gefunden, als bei diesem jungen und reizenden Mädchen. Lockend winkte ihm die Aussicht, mit dieser Schülerin eine Welt in Staunen zu setzen, und wenn er dennoch sich lässig zeigte in Bezug auf die ihm von Händel zuweilen überlassenen Unterrichtsstunden Lavinia's, so that er es, weil er die Durestanti noch liebte und alle heftigen Scenen scheute. Wie die Liebe aller ältern Frauen zu einem jüngern Manne hatte auch die der schönen Italienerin den Charakter einer zärtlichen und doch fast wilden Eifersucht angenommen, die den Gegenstand dieser Neigung nicht selten geradezu erschreckte und beängstigte. Es war eine Mischung jener Innigkeit und Uneigennützigkeit der Mutterliebe, die Alles zu opfern bereit ist, und der Gluth

einer Frau, die anbetet und zugleich besitzen will. Sie beobachtete die Beziehungen zwischen dem Geliebten und seiner Schülerin mit leidenschaftlicher Unruhe. Das Mädchen zu hassen, deren Stimme und Talent sie selbst zur Bewunderung hinriß, sträubte sich ihre Künstlernatur, und doch ertappte sie sich beim Gedanken an Lavinia zuweilen auf Wünschen, vor deren Niedrigkeit sie erschrak. — Ermattet von einem glanzvollen, aber etwas stürmischen Liebesleben, hatte sie in der schrankenlosen Hingebung Paradisi's eine Art Frieden gefunden, seine Liebe wirkte wie ein Frühlingstag, die Gluth war zu ertragen, es war kein Kampf nöthig gewesen, sie zu erringen, es bedurfte nicht der fortwährenden aufreibenden Anspannung aller geistigen Kräfte, sie sich zu erhalten, sie war da, wie eben die Sonne da ist, und Blumen waren aufgesproßt, wie sie lange nicht in dem Herzen Marguerita's geblüht. Erst seit jenem Abend, als Lavinia's Gesang sie so in den Schatten gestellt mit jener unbekannten Arie Händels, fühlte sich die Sängerin in alle

alten Kämpfe, in jenes Ringen und Fürchten zurückgeschleudert, von dem sie für immer ausruhen zu dürfen wähnte. Sie legte aber die Rüstung voll Unlust wieder an, und bereitete sich zum Kampfe. „Ich werde Siegerin bleiben", sagte sie sich, „aber es wird kein leichter Streit sein! — Hüte Dich, kleines Mädchen!"

Das „kleine Mädchen" hatte inzwischen keine Ahnung, wie sehr sie allmälig der Gegenstand verschiedener Aufmerksamkeiten geworden war. Sie nahm täglich ihre Singstunden, zeigte sich als die achtsamste, gehorsamste Schülerin, wenn Händel ihr Lehrmeister, und zankte sich mit dem jungen Paradisi, wenn dieser in das Unterrichtszimmer trat. An jedem Morgen sang sie bei Frau Margareth ihre Solfeggien und an jedem Abend, den sie daheim zubrachte, hielt Pepusch eine Art Examen ab. Ihr Verkehr beschränkte sich nach wie vor auf Jamie und Elisabeth, den Orgelspieler und Nelly Thornhill, die regelmäßigen Besuche ihres geliebten Stiefvaters, John Beswik, eingeschlossen.

Magnus benahm sich gegen seine heimliche junge Braut völlig unverändert, es war, als wolle er sein seltsames Verhältniß zu dem Mädchen geflissentlich verbergen und so kam es auch, daß weder Pepusch selber, noch Elisabeth eine Ahnung haben konnten, welches Versprechen hier gegeben und gefordert worden war. Er beschränkte Lavinia's gewohnte Freiheit in keiner Weise, und hatte nur, nach reiflicher Ueberlegung mit seiner Vertrauten und Gönnerin, der Frau seines alten Freundes, beschlossen, die Verlobung im nächsten Winter, wo Lavinia muthmaßlich als Sängerin auftreten werde, bekannt zu machen und die Hochzeit dann im Frühjahr zu feiern. Gegen ein öffentliches Erscheinen dieses bedeutenden und wunderbar reichen Talents sich zu sträuben, duldete einestheils weder seine Künstlernatur, noch die Eitelkeit des Mannes, der vor Allem auf Alles was er liebt und errang, stolz sein will, und sich gern um seinen Besitz beneidet sieht. — Frau Margareths Herz war nun in Bezug auf

ihr Kind so beruhigt, als hätte sie diesen ihren Schatz in einen sichern Schrein geschlossen. Ihre lebhafte Freude an den Fortschritten des jungen Mädchens und ihre Sorglosigkeit im Vergleich zu ihrer früheren Angst und Unruhe, setzten ihren Mann und John Beswik oft in Erstaunen. Alle Klagen waren plötzlich verstummt. „Woher aber diese günstige Wandlung, woher diese köstliche Windstille?“ so fragte sich heimlich Jeder der Beiden, hütete sich aber zugleich sorgfältig, ein Wort zu äußern, um den von einer wohlthätigen unbekannten Macht beschwichtigten Sturm nicht durch irgend eine Frage von Neuem hervorzurufen.

So flossen die Tage gleichmäßig hin und das junge Mädchen konnte auf einer abgelegenen Insel kaum stiller leben als in dem riesengroßen London. Sie äußerte auch nie einen Wunsch nach Abwechselung und erschien allezeit heiter und zufrieden; um so erstaunter war John Beswik, als ihn sein Stiefkind eines Tages bei Seite zog und mit einer Unruhe, wie er sie nie an ihr bemerkt, leise

und zärtlich die Bitte aussprach, sie in den „New Spring-Garden“ zu führen, zum nächsten großen Feste. „Wenn Ihr mich hinzuführen verlangt, guter Vater, wird es der Oheim und die Tante Euch nicht abschlagen, aber es würde den Beiden von selbst nicht in den Sinn kommen, hinzugehen, nicht einmal, wenn ich sie darum bitten würde, ich weiß das. Und ich sah noch nie so Etwas, lieber Vater, und möchte es doch so gern sehen!“

Ihre Augen baten noch mehr als die Worte, und weder der Stimme noch dem Blick Lavinia's hätte John Beswik etwas abzuschlagen vermocht. Sie war ja so jung — wie natürlich war dies Verlangen! Die beiden Pflegeältern waren auch gar zu einsiedlerisch! Das Kind mußte New Spring-Garden sehen! So versprach er denn auch sofort seinem Liebling, sie hinzuführen. „Du mußt aber noch eine Weile Geduld haben, Kind, sagte er, „wie ich höre, will der Besitzer ein großes Maskenfest veranstalten und den Prinzen

sogar dazu einladen. Du wirst dann alle die Vornehmen und Reichen dort sehen!"

Das war's ja, worauf sie so innig hoffte, was sie so glühend wünschte: die Vornehmen wollte sie sehen und prüfend mustern. Seit jenem Abend im Hause des Malers Thornhill war die Seele Lavinia's nur von einem Gedanken erfüllt: von dem Verlangen, mit eigenen Augen sich zu überzeugen, ob wohl ein menschliches Angesicht zu finden sei, das jenem geliebten Bilde gleiche, in dessen Besitz sie sich reicher dünkte, als eine Königin.

Wie tausend Mal im Laufe jener langen Tage bis zu dem Festabend in dem Spring-Garden oder Vauxhall, wie man ihn jetzt nennen wollte, betrachtete sie das Medaillon, um sich immer wieder von Neuem in dies Angesicht zu versenken, das auf sie einen so wunderbaren Zauber ausübte. Das Resultat solcher Beobachtungen war aber immer und immer wieder der eine Gedanke: „es kann keine Augen mehr geben, wie diese hier, Will Hogarth

hat mir ein Märchen erzählt und wird mich nachher auslachen!“ Aber das sollte er doch nicht, sie wollte schon auf ihrer Hut sein, sie wollte sich den gepriesenen Herzog von Belton so genau ansehen, wie das Bild selber, und ihn, den Will, dann verspotten, daß er sie zu täuschen versucht. Sie behielt es aber für sich, dies kleine Geheimniß zwischen sich und Hogarth, sie hatte selbst Jamie kein Wort von jenem Ausspruch des Malers erzählt. Der arme Jamie, wie hatte sie ihn schon beklagt, daß er das Bild nicht sehen konnte! Wie doppelt mitleidenswerth erschien er ihr, wenn sie daran dachte, daß wirklich ein Lebender auftauchen könnte, der diesem Bilde gliche!

Aber auch noch ein anderes Herz sehnte sich nach dem großen Fest in Vauxhall, das so viel von sich reden machte. Es war Ellen Carrey, die arme Stickerin, die ihren nachbarlichen Freund, den vermeintlichen Schreiber da drüben, gebeten

hatte, mit ihr, auf eine kleine Stunde nur, hinzugehn.

„O, denkt, ich war noch nie dort“, sagte sie, „und mein Bruder“ — hier stockte die Rede ein Weilchen — „hat nie Zeit, und liebt auch solch Gewühl nicht, wie eben dort wohl sein mag. Es ist seltsam, ich bin so alt geworden“, setzte sie mit melancholischem Lächeln hinzu, „und es ist mir nie in den Sinn gekommen, mich nach Vauxhall-Garden zu sehnen, ich weiß selber nicht, woher diese Sehnsucht so urplötzlich kommt. Und denkt, ch habe sogar den Muth, ganz heimlich, ohne Erlaubniß meines Bruders, den Gang mit Euch zu wagen. Ich hätte nie geglaubt, daß ich etwas thun könnte, ohne daß er darum wüßte. Ich verstehe mich selber nicht mehr!“

Sie war reizend, während sie so sprach. Eine wunderschöne Röthe färbte ihre Wangen, die Augen leuchteten, ein liebliches Lächeln theilte ihre Lippen.

Er sah sie an mit dem Blick eines Mannes, der sich damit beschäftigte, die Regungen des Frauen-

herzens zu analysiren und nach Gutdünken zu verwenden.

Zuweilen brachte er sie in ein Gedicht, zuweilen verbrauchte er sie für seine eigene Person, wie es ihm gerade bequem war. Diesmal trat die Versuchung mächtig an John Gay heran, sie für sich in Anspruch zu nehmen.

Der Dichter fühlte sich verlassen, er war von jeher an Frauenumgang gewöhnt, und Liebe, echte, unverfälschte Liebe weckt, wenn auch nicht allezeit Gegenliebe, so doch eine Art von Dankbarkeit, die in ihrem Ausdruck der wirklichen Liebe nahe kommt, beim Manne wenigstens. Man möchte ein zärtliches Frauenherz, das aus tiefen, sehnenden Augen uns anschaut, nicht kränken, deshalb schickt man wohl sorglos einen Blick zurück, der durch sein leidenschaftliches Funkeln zu sagen scheint: „ich liebe Dich“; scheint! denn im Grunde sagt er nur: „ich liebe Deine Augen, die mich anbeten, Deine Lippen, die mir entgegen glühen, Deine warme Hand, die sich nach der meinigen aus-

streckt!" Aber die kurzsichtigen Frauenaugen lesen nur das magische: „ich liebe Dich", und wollen auch nie mehr lesen. Und Ellens arme lichtentwöhnte Augen glaubten jene Zauberworte so deutlich zu erkennen in den Blicken des armen Schreibers, ihres Freundes, und die Strahlen blendeten und entzückten sie zugleich. Und Er? — Nun er dachte sehr oft, während er sie anblickte, in welcher Weise die Heldin seines Operntextes, die schöne unschuldige Polly, wohl ihrem Räuber, dem Helden von Newgate, ihre Liebe gestehen sollte. — Zerstreut spielte er dabei mit einer langen braunen Locke, die sich aus dem Häubchen hervorgestohlen und auf den schlanken, fast überschlanken Hals herabfiel. Mit ihrer Hand zu spielen, dazu war nie die Gelegenheit, sie waren zu fleißig, zu unermüdlich thätig, diese Hände.

Aber gefährliche Pausen waren schon seit einigen Tagen eingetreten, während des Zusammenseins der Beiden, Pausen, in denen er das Buch

sinken ließ und wie in Träumen verloren, stumm neben ihr saß.

Sie hielt zwar dann nicht inne mit ihrer Arbeit — die vornehmen Bestellerinnen hatten ja so wenig Geduld und gaben so kurze Fristen — aber sie beugte doch den Kopf tiefer, wie herabgedrückt durch die Schwere seines Blicks, wie eine Blume vom Sonnenstrahl, und fühlte eine brennende Gluth aus dem Herzen in die Wangen strömen. Sie warf dann wohl, nach Frauenart, eine hastige Frage, ein gleichgültiges Wort hin, sie wußte aber, wenn wirklich eine Antwort kam, schon nicht mehr, was sie gefragt und geredet. Zuweilen nahm er auch das Buch wieder auf und las weiter, dann ließ sie wohl die Arbeit einen Moment aus den Händen sinken und sah ihn an, jenen Mann, der so plötzlich und verhängnißvoll in ihr einsames Leben getreten, der arm war, wie sie, und doch so vornehm aussah, und dessen Antlitz ihr selbst schöner erschien als ihr Idol von Schönheit: ihr Bruder Henry. Ein

Schmerz zuckte aber doch durch ihr Herz, wenn sie an Henry dachte; wie kam es nur, daß sie ihm noch kein Wort zu sagen gewagt von diesem ihrem neuen und einzigen Freunde, von den Lesestunden und ihrem stillen Glück, von dem ganzen wunderbaren Märchen, das sie lebte.

Sie wußte es selbst nicht. So oft Henry kam, es geschah freilich immer seltener, trat sie ihm entgegen mit dem festen Vorsatz, ihm Alles zu sagen, aber ein beklemmendes Etwas schloß ihr allezeit die Lippen. Ein Kampf entstand in ihrem Schwesterherzen mit jenem neuen gewaltigen Interesse, was da aufgestanden war, und es schien ihr, als müsse Henry sich deshalb betrüben; als entzöge sie ihm etwas. „Wenn er denken könnte, ich liebte ihn weniger, ich ertrüg's nicht", sagte sie sich wiederholt, „so mag er denn lieber nie erfahren, daß ein Anderer, wenn auch nur auf Augenblicke, meine Gedanken ausfüllte." — Auf Augenblicke nur, Ellen Carrey?!

Sie dachte an den „Schreiber John" vom

Morgen bis zum Abend und träumte von ihm vom Abend bis wieder zum Morgen, aber was zählen Stunden, Tage im Herzen und Kopfe einer Frau, die liebt? — Sekunden sind es, und eine Sekunde lang meinte sich auch Ellen nur mit ihren Gedanken von Henry entfernt zu haben, wenn sie sich des Bruders erinnerte. Ellen liebte zum ersten Mal, liebte mit der tiefen Dankbarkeit, mit der vielleicht eine arme Blume den Sonnenstrahl liebt, der sie endlich trifft, aber sie wagte noch nicht, für das neue Gefühl einen Namen zu suchen, sie zitterte, darüber nachzudenken, sie überließ sich demselben mit geschlossenen Augen, sie trieb auf einem Strome dahin, ohne zu fragen, „wo die Fahrt zu Ende geht." Allerlei übermüthige Wünsche standen auf in ihrem Herzen, sie träumte von Freuden, an die sie seit ihrer Kindheit nie gedacht, wie z. B. an einen ganzen freien Tag mit ihm draußen im Walde, oder Gott weiß wo, verlebt — an einen Abend im Vauxhallgarden, an arbeitsfreie Stunden, mit ihm verplaudert. Sie fing

an, sich sorgfältiger zu kleiden, sie lächelte so oft, sie trug zuweilen eine frische Blume am Busen, ja sie sang Lieder, die sie jahrelang vergessen hatte, sie sah so jung aus. Und „Er?“ — Nun, er arbeitete fleißig, er schrieb ihre kleinen Lieder auf für diese seine Arbeit, sie waren vortrefflich zu verwenden, er bemerkte mit einer Art von stolzer Genugthuung die reizende Wandlung, die mit ihr vorging, er nahm sie hin, vielleicht dankbar, aber jedenfalls doch nur wie Hamlet die Liebe Opheliens, als ein Duft, der

„Den Augenblick verschönt — —“

Und so hatte er ihr denn vielleicht in einer Anwandlung jener Dankbarkeit, vielleicht aber auch aus eigener Sehnsucht nach einer Welt voll Glanzes, die er so schmerzlich und lange schon entbehrte, versprochen, sie nach Vauxhall zu führen, freilich mit der heimlichen Absicht, um jeden Preis dort unerkannt zu bleiben. Ellen arbeitete nun fleißiger denn je. „Ich muß vorher das Sammetkleid abliefern und fertig sticken“, hatte

sie gesagt, „dann habe ich wieder ein freieres Herz, und obendrein Geld — für Henry“, setzte sie leise hinzu.

Und sie zog die feinen Goldfäden durch die kostbaren Stoffe bis in die Nacht hinein, trotz der schmerzenden Augen, und am Donnerstag Nachmittag konnte sie sich wirklich auf den Weg machen nach dem Westende, um ihr Kunstwerk abzuliefern. Die Bestellerin erschien zwar zur Stunde selbst, um es abzuholen, aber es war der vornehmen Zofe zu unbequem gewesen, das Kleid zu tragen, und so hatte sie die Verfertigerin selber lieber mitgenommen, um es abzuliefern.

„Meine Herrin ist ein wenig heftig, ich fürchte, etwas an dem Kleide zu zerdrücken, tragt Ihr es lieber — und auch ihren Zorn“, hatte sie gesagt. Und Ellen fürchtete sich nicht, geschah doch Alles für Henry! Sie mußte aber in dem vornehmen Hause wohl zwei Stunden warten, ehe man ihr das Kleid abnahm und zu der Herrin trug,

und das ist eine lange Zeit für eine Arbeiterin, die gewohnt ist, nach Sekunden zu rechnen. Endlich rief man sie. Ueber Treppen und Gänge hin, durch prächtige Hallen und Säle führte man die staunende Ellen in ein mit höchstem Luxus ausgestattetes Gemach. Die Stickerin blieb an der Thüre stehn. Auf einem blauen Sammetpolster lag eine reizende blonde Frau, in weiße durchsichtige Stoffe gehüllt. Ein dunkelrother Shawl war über die Füße gebreitet. Es war Mary Lepel, die Hofdame der Prinzessin. In einem Sessel neben dem Ruhebette lehnte ein so häßlicher Mann, daß Ellen bei seinem Anblick ein leises Erschrecken nicht zu bewältigen vermochte. Er bemerkte diesen Eindruck seiner Erscheinung und ein sardonisches Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Redet sanft mit dem Mädchen, sie scheint sehr empfindsam zu sein", sagte er spöttisch.

Die schöne Frau schien aber diese Bitte nicht zu hören, denn sie richtete sich auf und musterte das Mädchen vom Kopf bis zu den Füßen, ohne

Ellens schüchternen Gruß zu erwidern. Wie konnten blaue Augen so eisig blicken?! Ellen begriff es nicht. Noch weniger jenen scharfen, harten Ton, der von den süßesten Lippen der Welt zu ihr drang.

„Wie konntet Ihr wagen, für mich ein so erbärmliches Muster zu sticken“, sagte Mary Lepel. „Ihr werdet das Kleid wieder mitnehmen und noch einmal so viel Blumen hineinsticken. In acht Tagen müßt Ihr es aber abliefern, sonst wird man Euch Nichts bezahlen für die Arbeit. Nun geht.“

„Man hat mir das Muster angegeben, das Mylady selbst ausgewählt“, wagte Ellen schüchtern zu bemerken.

„Ihr lügt, freches Geschöpf“, rief die Dame heftig, „Eure Faulheit ist's, die Euch das Muster nach Belieben ändern ließ.“

„Verlängert die Frist um eine Woche“, stammelte das Mädchen, „ich habe zuweilen so heftige

Schmerzen in den Augen und kann nicht anhaltend arbeiten.“

Mary Lepel zuckte die Achseln. „Ich zwinge Euch ja nicht zur Arbeit, — Ihr könnt sie hier lassen — nur verlangt nicht, daß ich Euch für Etwas bezahle, das ich so nie bestellte. Ich wünsche das Kleid in acht Tagen zu dem Fest in Vauxhall zu tragen, das ist Alles, was Euch zu wissen nöthig. Nun geht! Lord Hervey, ich bitte, lest weiter, das Gedicht Carrey's von dem „Engel der Barmherzigkeit“ ist wirklich hübsch, man möchte darüber weinen.“

Die Kammerfrau nahm das Kleid auf und öffnete die Thür, Ellen wandte sich noch einmal mechanisch um, als sie den Namen ihres Bruders hörte. Einen Augenblick durchzuckte sie der Gedanke, der stolzen Frau gegenüberzutreten und ihr zu sagen, „ich bin die Schwester des Dichters, dessen Verse Euch entzücken, seid barmherzig mit mir“; aber dieser Gedanke verflog so schnell als er gekommen. Nein, ihr Liebling,

der in solchen Räumen täglich zu wandeln gewohnt war, dessen Namen jene vornehme Frau kannte, sollte nicht sich seiner Schwester schämen, ihr Schatten durfte nicht neben seiner glänzenden Erscheinung stehn; er sollte nie erfahren, was ihr begegnet. „Ich werde das Kleid mit mir nehmen und das Muster verbessern“, sagte sie sanft, grüßte und verließ das Zimmer. Aber ihm, nur ihm allein wollte sie jetzt ihr Weh klagen, dem Freunde, der ihr gleich stand, der in der Dunkelheit lebte wie sie und arbeiten mußte wie sie, dessen Sein im Schatten lag wie das ihre, und er sollte und würde sie trösten, sie wußte das. O, wie sie sich plötzlich nach ihm sehnte, wie nie zuvor, wie sie nach Hause flog, den weiten, weiten Weg, wie sie wie erlöst aufathmete, als sie endlich in ihrem friedlichen Stübchen anlangte. Sie eilte ans Fenster, sie sah ihn drüben an seinem Tische, schreibend, wie immer. Wie Ketten fiel es von ihr ab. Sein Anblick allein beruhigte sie. Sollte sie ihn jetzt rufen? Nein, er durfte

keinen Augenblick verlieren um ihretwillen, ihm war ja die Zeit kostbar, wie ihr. Der Abend mußte ja kommen, heut nicht weniger langsam denn sonst, jene süßen Ruhe- und Dämmerstunden! Fast heiter breitete sie jenes Prachtgewand aus, um das noch vor wenigen Stunden Thränen in ihren Augen gebrannt, sie prüfte, zeichnete, wählte, sie rollte die Goldfäden auf, ein Liedchen schwebte dabei auf ihren Lippen: Ellen hatte ihren Kummer vergessen! Dann und wann kamen freilich die bösen, stechenden Augenschmerzen, sie achtete Nichts. Er war ja da, sie brauchte nur die Augen zu erheben, so sah sie ihn, und in acht Tagen sollte sie an seinem Arm mitten unter den Vornehmen und Reichen wandeln — vornehmer, reicher, glückseliger als Alle! Darum lohnte sich's schon, ein paar Nächte hindurch zu arbeiten.

Eben als sie ihre ersten Stiche machte, ritt Mary Lepel langsam durch Kensington Garden. Lord Hervey war an ihrer Seite. „Ich kann

die häßliche, kleine Stickerin noch nicht vergessen, die vor Euch so erschrak“, sagte sie zu ihrem Begleiter. „Ihr Blick erinnerte mich an Henry Carrey. Ist das nicht lächerlich?“

XIII.
New spring gardens.

„Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt."
Schiller.

Man schrieb den siebenten Juni, Jonathan Tyers, der speculative Wirth, eröffnete Vauxhall, damals noch unter dem Namen „New Spring-Garden" bekannt, mit einer „Ridotto al fresco." Es war eine wunderbar schöne Sommernacht — ein Märchentraum wurde lebendig. Im farbigen Licht schwammen Bäume, Gebüsch und Blumen, während die zahllosen Lauben unerhellt geblieben waren. Unsichtbare Musikbanden spielten auf, hie und da waren Plätze abgesteckt, wo Seiltänzer ihre Künste versuchten, an anderen Stellen trieben Gaukler und Schlangenbeschwörer ihr Wesen, oder riesenstarke Männer prüften ihre

Kräfte an allerlei unglaublichen Dingen, sogar kleine Bühnen waren aufgeschlagen, auf denen der Polichinell mit der Colombine sein Wesen trieb. Ueberall standen Buden mit lockenden Gegenständen, alle Sinne fanden Befriedigung, die blitzenden Gold- und Silberwaaren reizten nicht minder als die ausgesuchtesten Früchte, das feinste Backwerk, die kühlendsten Getränke. Diese Buden waren freilich auf die vornehmeren Gäste von Vauxhall berechnet, für das Volk waren dagegen große Schenkstuben eingerichtet, wo fortwährend gekocht, gebacken und gebraut wurde, und gewaltige Fässer voll Bier dem Durstigen die tröstliche Aussicht eröffneten, daß er nicht ungelabt von dannen ziehen werde. Eine ungeheuere Menschenmenge durchwogte die breiten Gänge und überfluthete den grünen Rasen. Die Aristokratie hatte sich unter das Volk gemischt, und es war gewiß keine Veranlassung da, diese Herablassung zu bereuen. Die dem englischen Volke angeborene Achtung vor dem Vornehmen, Hochstehenden ließ

keine groben Excesse aufkommen und verwies die ausgelassene Lustigkeit in ihre Grenzen. Die Meisten trugen Maskencostüme, aber keine Masken, es war solch ein buntes Durcheinander, daß man sich in eine andere Welt versetzt glaubte, alle Zeitalter waren vertreten, alle Trachten erschienen. Wunderschöne Frauen wandelten wie Blumen einher, Gesichter tauchten auf, jedenfalls nur dazu geschaffen, Männer für eine Weile blind zu machen gegen alle anderen, Gestalten schlüpften vorüber in leichter Umhüllung, die lebendig gewordenen antiken Statuen glichen. Auch unter den Männern sah man viele imponirende Erscheinungen, stolz getragene, edel geschnittene Köpfe. Die Meisten hatten sich aber in rothe oder schwarze Venezianer-Mäntel gehüllt und trugen kleine Sammetbaretts. Die Frauen der Aristokratie erschienen auch in Halbmasken von schwarzer Gaze und Spitzen, leicht genug, das Antlitz um so verführerischer hindurchschimmern zu lassen, und kurz genug, Mund und Kinn nicht zu verhüllen. Als der

Hof erschien, hatte das Gedränge und Geschwirr seinen Höhepunkt erreicht. Der Prinz von Wales, in einen schwarzen Mantel gehüllt, die Halbmaske in der Hand, freundlich nach allen Seiten grüßend, führte Mary Lepel; die Prinzessin, seine Gemahlin, hatte sich durch allerlei kleine Listen das Recht erkauft, an dem Arme Hervey's dem Paare zu folgen. Sie trug eine dichte Maske und das Costüm der Maria Stuart; aber ihre allzu volle Gestalt und ihr schwerfälliger Gang paßten schlecht zu dem Bilde der schlanken schottischen Königin. Sie war glücklich, die arme Prinzessin, und unaufhörlich damit beschäftigt, ihren Begleiter bald hier, bald da zurückzuhalten, offenbar in der Absicht, die Entfernung zwischen sich selbst und dem Prinzen mit der Hofdame zu vergrößern. Das Fräulein selbst trat in der Maske der Anna Boleyn auf und hatte vielleicht noch nie so verführerisch ausgesehen, als in diesem blauen Sammetkleide mit der kunstvollen Stickerei, das mühevolle Werk Ellens. Ein schwarzes Sammetbarett mit weißen Federn be-

deckte das zierliche Köpfchen, ganz feine goldene Locken rieselten wie Goldstaub, von Perlenschnüren durchzogen, auf die Schultern nieder. Mit sichtbarer Befriedigung lauschte sie den halblauten leidenschaftlichen Erklärungen des Prinzen, dabei fand sie jedoch noch hinlängliche Muße, die verschiedenen Gruppen der Vorübergehenden zu mustern und ihrem hohen Begleiter kleine Bosheiten zuzuflüstern, er sagte ihr ja ohnehin nur Dinge, die sie längst auswendig wußte. „Seht dort den Zauberer in dem goldgestickten Mantel, der die hochgewachsene Venetianerin am Arme führt", sagte sie eben. „Erkennt Ihr in diesen Beiden nicht die Glücklichsten in London, Sir Mordaunt und Anastasia Robinson? Ich wette, wenn seine kleine Frau sich endlich einmal zu Tode tanzte, heirathet er wirklich keine andere, als die Sängerin. Ich sah die hübsche Verschmähte dagegen vor wenigen Minuten mit dem wilden Dichter Richard Savage vorüberschlüpfen. Allerdings keine Gesellschaft, die ich mir wählen würde!"

„O still, schöne Mary“, antwortete der Prinz. „Denkt an Euren Günstling Henry Carrey. Unsere Dichter werden mehr begünstigt von Euch, als sie es verdienen. Und das schlimmste ist, daß selbst Eure Liebe jene Beneidenswerthen doch nicht einmal dazu treibt, Etwas Großes zu schaffen. Wir sind dankbarer für jede uns bewiesene Gunst, holde Königin der Schönheit“, setzte er leise hinzu und sah sie glühend an.

„Ihr habt wenigstens im Gefühl dieser Dankbarkeit die fernere Sorge für mich und meine Zukunft in vortreffliche Hände gelegt, mein Prinz, Lord Hervey wird —“

„Holdeste, Ihr scherzt grausam, mußte ich nicht das alleinige Recht, Euer Schützer zu sein, aufgeben?! Zwingt Ihr selber mich nicht dazu? Und Hervey ist, Ihr wißt es ja, der einzige Mann, auf den ich nun einmal nie eifersüchtig zu werden vermag. Sein Reichthum wird Euch mit all dem Luxus umgeben, den Eure Schönheit und Eure Neigungen verlangen. Er

ist aber zugleich der reichste und — der häßlichste Mann in meinem Reiche."

„So ist er jedenfalls eine Seltenheit und wir Frauen sind nur zu geneigt, das schön zu finden, was selten", lächelte sie spöttisch.

Er schien ihre Worte nicht zu hören, sondern fuhr erregt fort: „Ich war eifersüchtig, wahnsinnig eifersüchtig auf Henry Carrey, jetzt will ich's Euch nur gestehen. Der eitle Schwärmer mit den düstern Augen glaubte sich wirklich im Besitze Eures Herzens, und es gab eine Zeit, wo ich Euch allen Ernstes, in Bezug auf ihn, mißtraute, Mary. Sprecht, wir sind jetzt unbelauscht, seid ehrlich gegen mich, hat wirklich Henry Carrey mein Bild nie, sei es auch nur auf einen Augenblick, in Eurem Herzen verdrängt? Darf sich der kecke Dichter auch nur der kleinsten Gunstbezeugung von Euch rühmen? Sprecht, gesteht es mir ohne Furcht, ich beschwöre Euch!"

Die schöne Hofdame senkte unruhig die Augen.

„Wer hat Euch mit der Würde eines Beichtvaters betraut?“ fragte sie dann, schalkhaft zu ihm aufsehend.

„Wenn es nun Hervey selber wäre?“ antwortete er.

„Wie dreist und unwürdig von meinem Verlobten, Eurer Hoheit das Amt eines Spions anzutragen.“

Der Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, war trotz allen Zornes unsicher.

„Wollt Ihr mir bei nächster Gelegenheit den Beweis liefern, Mary, daß Euch an Henry Carrey nie mehr lag, als an irgend einem andern Eurer zahllosen Anbeter in der Ferne? Darf ich Lord Hervey beruhigen? Und mein eignes Herz auch, schöne Treulose? Oder wär't Ihr vielleicht wirklich einmal geneigt gewesen, den Dichtertraum zu erfüllen und als Weib in der Hütte des Poeten zu schalten und zu walten! — Mary Lepel mit ihren Sammetroben und Spitzen, Diamanten und Atlasschuhen, mit ihrem Gefolge von Dienern und

Sclaven, Henry Carrey's Ehefrau. Was meint Ihr dazu? Hättet Ihr den Muth?!"

„Wenn Ihr und Hervey mich länger in dieser Weise quält, mache ich Euch für die Folgen verantwortlich. Eine gelangweilte Frau ist zu allen Extravaganzen aufgelegt, das vergeßt nicht, mein Prinz, und Ihr —"

„Langweilt mich jetzt, ich weiß es. Aber ich mußte einmal reden, Henry Carrey und Ihr habt mich lange genug gequält, und wenn Hervey ahnte, daß Ihr jenen übermüthigen Burschen jemals besser behandelt habt, als Euren Diener, der Euch den Wagenschlag öffnen und das Pferd bringen darf, so würde er trotz seiner Liebe zu Euch sich zur Stunde losreißen. Ich wollte, ich könnte das auch, böse Zauberin. Ich glaube aber, daß ich in Euren Banden bleiben müßte, selbst wenn Ihr hundert Carrey's geliebt!"

„Genug von diesen Thorheiten, mein Prinz. Am siebenzehnten Juli ist mein Hochzeitstag und zwar nicht mit Henry Carrey. Habt Ihr das

vergessen? Und nun weg mit dieser Miene, halb Zorn, halb Verzweiflung, theurer Prinz, sie steht Euch wirklich schlecht! Nehmt Euch ein Beispiel an Lord Headly, der in seinem feuerfarbenen Costüm so siegesbewußt daherschreitet, und doch hätte er wahrlich Veranlassung, verzweifelt auszusehen, seine Frau lief ihm davon! Ich habe es noch nicht so weit gebracht, meinen Peinigern zu entrinnen — leider. Seht, da kommt die Montagu als geschmacklose Ophelia und Pope als Polonius an ihrer Seite. Ob sie einen Hamlet sucht? — Ihr wißt doch, daß sie ihrem Freunde Pope, zum Dank für tausend Quälereien, das prächtige Portrait schenkte, das Sir Godefroy Kneller von ihr gemalt? Ich wette, in dem schönen Costüm der Frau Fluth steckt Kitty Queensbury, denn der schwarze Prinz an ihrer Seite, der so eifrig zu ihr spricht, ist Niemand anders, als Chesterfield. Und wo sollte der sein, wenn nicht bei ihr? Und wie strahlend Chesterfield, als schwarzer Prinz, zu ihr spricht. Ich

wette, der Herzog, ihr Mann, treibt sich mit seinem Kammerdiener und dem Lord Worthley in den Schenkstuben unter dem Volke umher, und hat vergessen, daß er eine Frau besitzt, die eine Königin zu sein verdiente. Die Herzogin von Belton und ein stattlicher Cavalier folgen der schönen Kitty auf dem Fuße. Ach, es ist Sir Godefroy Kneller, sieht er nicht aus, wie ein lebendig gewordener Van Dyk selber? Er war lange Zeit auf Reisen, ist's nicht so?"

Ehe der Prinz diese Frag- und Redefluth zu beantworten vermochte, wurde er von den Ankommenden begrüßt. Man nahm auf den Bänken für einige Augenblicke Platz, lüftete die Masken und ließ den bunten Strom an sich vorüberziehen. Leichtes Geplauder, neckische Fragen und Antworten schwirrten auf und ab. Die Costüme wurden bekrittelt, kleine, wohl berechnete Schmeicheleien, halb verhüllte, kecke Scherze ausgetheilt und empfangen. Die Cavaliere boten ihren Damen Früchte und Naschwerk an, man gab und nahm zwanglos und

heiter. Plötzlich sagte Chesterfield: „Da ist Henry Carrey! Wie bleich der gute Junge aussieht und wie einsam und traurig er einherschlendert. Ist's erlaubt, ihn herbeizurufen?"

Der Prinz nickte. Einen Augenblick war's, als ob eine Blässe über das Gesicht seiner schönen Freundin flöge, sie machte eine leichte abwehrende Bewegung, aber der Ton ihrer Stimme lautete doch gar zu unbefangen, als sie den Herantretenden jetzt willkommen hieß. Ach, wie wenig verstand er dagegen sich zu beherrschen und zusammenzuraffen. Blässe und Gluth wechselten auf seinen Wangen, die Augen leuchteten und hingen an der angebeteten, so lange entbehrten Geliebten mit einem Ausdruck, vor dessen Leidenschaft sie erschrak. Hier galt es, um jeden Preis zu dämpfen, niederzuhalten. Mit kühlem Lächeln winkte sie ihn zu sich heran und fragte leichthin und ihn doch bedeutsam ansehend: „seid Ihr fleißig gewesen, Henry Carrey?"

„Nein, denn ich sah die Sonne nicht“, antwortete er leise.

Sie lachte übermüthig und wendete nun die Augen von ihm. „Das sind Phrasen“, sagte sie laut und nachlässig, „beweist die Wahrheit, dichtet zur Stelle, löst endlich Eure Aufgabe!“

„Sagt mir den Tag, an dem ich Euch wiedersehen darf“, flüsterte er außer sich mit funkelndem Blick.

„Heut in einem Monat!“ rief der Prinz, der nahe genug stand, diese Worte zu hören.

Mary Lepel warf dem Sprecher einen vorwurfsvollen Blick zu. Henry Carrey verbeugte sich vor dem Prinzen, der ihm traulich die Hand auf die Schulter legte.

„Es wäre mir lieber, Ihr kämt einen Tag später“, bemerkte sie nach einer kleinen Pause zögernd.

„Ihr habt nie erfahren, wie lang ein Tag ist“, lautete die düstere Antwort.

Der Prinz lächelte spöttisch. Dies Lächeln reizte sie.

„Nun wohl, so kommt den siebenzehnten Juli, Ihr wollt es so!“

„Ich danke Euch. Und nun noch eine Bitte, gebt mir ein Thema! Jetzt zur Stelle! Und wenn Ihr nach der eben ertheilten Erlaubniß verlangt, daß ich eine ausgelöschte Kohle besinge, ich will ein Lied dichten, von dem ganz London reden soll.“

„Nein, für solche schlechte Dinge sollt Ihr Eure Leier nicht stimmen, ich will Euch ein Thema geben, das des größten Dichters würdig, besingt unsern Herrn, den König.“

„Aber erfindet auch gleich eine Melodie dazu, laßt Euch meinetwegen von irgend einem Musikanten helfen, aber gesungen muß es gleich werden, wenn Ihr es bringt!“ sagte der Prinz.

Henry Carrey schien diese Worte nicht zu hören.

Er trat rasch dicht an die Dame seines Herzens heran. „Und mein Lohn?“ fragte er ganz leise und senkte seine, mit dem Glanze eines erwar-

tungs trunkenen Glücks gefüllten Augen tief in die ihrigen. Sie antwortete nicht, dieser Blick verwirrte sie. Aber er schien beglückt durch dies Erröthen und Zittern. „Auf Wiedersehn!“ flüsterte er, ohne auf eine Antwort zu warten, trat zurück, verbeugte sich vor dem Prinzen und nach einem flüchtigen Gruße für die Uebrigen verließ er die Gesellschaft und verlor sich unter der Menge. —

Fast am entgegengesetzten Ende des Gartens hatte sich zu derselben Zeit eine ganz andere Gruppe zusammengefunden. Thornhill, der alte Maler, mit seiner Tochter, der Schenkwirth Beswik, Lavinia und der Doctor Pepusch drängten sich durch das Gewühl der piquanten Gestalten aus dem Volk. Da sah man heitere Gesichter, wenig Masken, nirgends die verhüllende Larve, das war das alleinige Recht der Vornehmen, aber auffallende Anzüge, wunderliche Farbenzusammenstellungen. William Hogarth mit seinen Gefährten trieb sich, ohne bis jetzt seine Freunde erblickt zu haben, unter allerlei derben Scherzen zwischen den

Frauen und Mädchen umher und schalt nur zuweilen seinen jungen Begleiter seiner wunderlichen Prüderie willen. Mit dem ärgerlichsten Gesicht von der Welt pflegte nämlich der Jüngling ihn bei all dergleichen kleinen Extravaganzen am Arm zu zerren, zuweilen zog er ihn geradezu fort, wo es sich um nichts Geringeres handelte, als um einen Kuß auf eine frische Wange. William Hogarth wurde endlich ungeduldig, schüttelte ihn von sich und nannte ihn einen unerträglichen Narren; aber das half ihm wenig, er folgte ihm doch auf Schritt und Tritt. Eben, bei einer Biegung des Weges, fand sich aber der Maler den ernsten Augen Nellys gegenüber, an deren Arm Lavinia hing, blühend wie eine Rose, in der anmuthigen Tracht einer Zigeunerin. Gar manche Hand streckte sich dem reizenden Geschöpf entgegen, sie hatte für Jeden einen freundlichen Spruch, einen harmlosen Scherz bereit. Ein Hauch von Röthe flog über die Stirn Hogarths, als er die Mädchen begrüßte, dann neigte er sich zu Lavinia und

flüsterte: „Ich habe mit Nelly zu reden. Seid dankbar, Kleine, für den Ring zu Eurem Bilde, den ich doch so geschickt zusammenschmiedete, wie der beste Goldschmied. Ueberlaßt mir dafür Euren Platz, mein junger Gefährte wird glücklich sein, Euch eine Weile führen zu dürfen.“

„Ich wüßte nicht, daß ich Euch so viel Dank schuldete“, antwortete Lavinia mit einem allerliebsten Schmollen. „Den Ring habt Ihr mir zwar leidlich gemacht, aber Ihr habt mich belogen. Seit drei Stunden laufen wir hier herum und suchen einen Jemand, der eben diesem Bilde ähnlich sein soll.“

„Mein junger Gefährte will den Herzog von Belton noch vor einer Stunde gesehen haben, ich wette, daß er noch da ist, wo er ihn fand, und daß Ihr ihn sehen werdet, wenn Ihr Euch seiner Führung überlaßt. Ihr findet ihn sicher, noch ehe wir ein Viertelstündchen älter.“

Lavinia hatte schon ihren Arm aus dem Nelly's gezogen und war stehn geblieben, um sich nach

dem Begleiter umzusehen, als William Hogarth sich bereits in seiner unwiderstehlichen Art der Tochter des Malers bemächtigte. Jener näherte sich Lavinia, die auf ihn wartete, nur langsam, das junge Mädchen sah ihn an und erschrak über den Ausdruck von Angst und Schmerz, der das feine Gesicht jetzt entstellte. „Wollt Ihr mich eine Weile begleiten?“ fragte sie zögernd, „ich möchte gern die Seiltänzer in der großen Bude drüben sehen, oder — — seid Ihr etwa krank?“

Hastig zog er ihren Arm in den seinen. „Nein, nein! Kommt nur fort von hier“, flüsterte er erregt, „ich bringe Euch bald wieder zu Eurem Vater, nur jetzt laßt uns in den nächsten Seitenweg biegen. Will Hogarth, Ihr findet uns bei den Seiltänzern; sagt das dem Vater meiner Dame“, fügte er lauter hinzu, zu diesem gewendet.

Und das junge Mädchen fast gewaltsam mit sich fortreißend, stürzte er sich mit ihr in das dichteste Gewühl eines matt beleuchteten Seitenweges.

Erst als die gedrängte Menschenmenge und die tiefen Schatten der Bäume kein klares Unterscheiden der einzelnen Gestalten zuließ, wurde der Schritt des jungen Mannes langsamer, sein Athem ruhiger.

„Wenn es Euch recht ist, biegen wir nicht in jene große Allee ein, sondern gehen auf einem Umwege zu den Seiltänzern; ich bin sicher, dann jener Person nicht wieder zu begegnen, deren Anblick mich vorhin so sehr erschreckte. Solltet Ihr aber irgendwo einen großen Mann erblicken, vom Kopf bis zum Fuß in feuerfarbene Seide gekleidet, so bitte ich Euch, es mir sofort zu sagen, ich habe einige Ursache, ihn zu meiden", setzte er mit unsicherer Stimme hinzu.

Lavinia gab die gewünschte Versicherung und friedlich wandelten Beide weiter, einige oberflächliche Redensarten wechselnd, bis dicht an dem Platze der Seiltänzer der junge Maler plötzlich stehen blieb und seine Gefährtin fragte: „Glaubt Ihr, daß Will Hogarth Nelly Thornton liebt?"

„Nein, aber ich glaube, daß sie ihn lieber hat als alle Menschen der Welt, wenn sie sich auch hundertmal stellt, als könne sie ihn nicht ausstehen. Ich begreife das nicht, denn ich könnte mir Nichts aus Will Hogarth machen, er hat eine viel zu dicke Nase und schwarze Augen, und Männer mit schwarzen Augen kann ich nun einmal nicht leiden. Magnus hat auch schwarze Augen."

„Wer ist Magnus?" fragte ihr Begleiter ungewöhnlich freundlich.

„Der Orgelspieler von St. Giles."

Eine kleine Pause trat ein. Dann fragte der junge Maler wieder:

„Glaubt Ihr im Ernste nicht, daß er sie heirathen wird, die Nelly."

„Der Magnus?"

„Nein, Hogarth!"

„Das glaube ich doch!"

„Großer Gott, welch Geschwätz! Habt Ihr mir doch eben versichert, daß er sie nicht liebe!"

rief der junge Maler mit den Zeichen lebhafter Ungeduld.

„Aber man heirathet doch nicht gerade den oder die, die man liebt?“ lachte Lavinia heiter. „Würde ich denn sonst —“

Hier stockte sie, ein Gefühl von Scham und Trauer verschloß ihr die Lippen. Noch nie war ihre Verlobung ihr so seltsam erschienen, als in diesem Augenblick. Ein beklemmendes Gefühl legte sich auf ihre Brust, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie merkte kaum, wie ihr Begleiter sie in den Circus zog, und die Gestalt der luftigen Tänzerin, die eben auf einem schwanken Seile ihre gewagten Sprünge unternahm, und die sie sonst in die lebhafteste Aufregung versetzt haben würde, erschien ihr wie durch einen Nebelschleier und kaum des Ansehens werth. Da plötzlich, kaum drei Schritte von ihr entfernt, neben dem Eingang, tauchte die hohe Gestalt eines Mannes in fremder und doch bekannter Tracht vor ihr auf. Wo hatte sie nur diesen blauen Sammet

mit silbernen Stickereien gesehen? wo dieses reiche Spitzentuch, daß lose um den Hals geschlungen in zwei gestickten langen Enden herabfiel, wo diese breiten Spitzenmanschetten, die die schönste Männerhand frei ließen. Der Fremde trug eine sorgfältig gepuderte Perrücke und hatte das Gesicht nach der entgegengesetzten Seite des Circus gewandt. Eben jetzt schaute er sich langsam um. Lavinia's Blick begegnete zwei durchdringenden blauen Augen. Alles Blut stockte in ihren Adern, und der Athem in ihrer Brust — sie starrte ihr lebendig gewordenes, geliebtes Bildniß an: der wirkliche Graf Königsmark stand vor ihr. Nur einen Augenblick aber währte dies Anschauen und Staunen, dann drehte sich Alles vor den Augen des jungen Mädchens, wie in wildem Tanze flogen alle Gestalten an ihr vorüber, sie griff mit der kleinen Hand, um sich zu halten, in die Leere, dann war es, als ob sie den Boden unter ihren Füßen schwinden fühlte und auf Wolken schwebte, und endlich empfand, dachte und

wußte sie nichts mehr. — Sie erwachte von einer sanften Bewegung, man ließ sie auf eine Rasenbank nieder und lehnte sie mit dem Rücken vorsichtig an einen Baumstamm. „Ich werde frisches Wasser holen“, hörte sie wie aus weiter Ferne die Stimme des jungen Malers sagen. Dann schlug sie die Augen auf. Graf Königsmark saß neben ihr, ihre Hände in den seinigen haltend und mit dem Ausdruck höchster Besorgniß in ihr Gesicht blickend.

„Ist Euch ein wenig besser?“ fragte eine weiche Männerstimme, „die Hitze hat Euch gewiß ohnmächtig gemacht. Eure Gefährtin, ich wollte sagen, Euer Gefährte“, setzte er seltsam lächelnd hinzu, „wollte frisches Wasser holen für Euch. Hier sind wir geborgen, hierher verirrt sich selten ein Fuß, und vom Lärm hört Ihr auch nicht viel mehr, als ein fernes, dumpfes Brausen, nicht wahr?“ —

Sie wußte nicht, was er gesagt hatte und antwortete deshalb auch nicht, sie hatte nur den

Ton seiner Stimme gehört. Wie Traum lag es auf ihren Augenlidern, wie Traum auf ihrem Herzen. Der Mondschein fiel kalt auf sein Gesicht, es schien ihr bleich und geisterhaft. Es war Alles wie ein Märchen. „Seid Ihr wirklich der Graf Königsmark?“ fragte sie endlich ganz leise.

Er lächelte. „Seid Ihr etwa eine verkleidete Sophie Dorothea? Aber, wer Ihr auch sein mögt, Ihr müßt mir gestatten, Euer Bewunderer zu sein.“

Statt der Antwort zog sie das kleine Medaillon hervor und verglich es im hellen Mondlicht mit dem Gesicht des Mannes neben ihr. Es glich ihm fast Zug um Zug, nur die lebendigen Augen sagten viel, viel mehr, als die gemalten.

„Seht, so kenne ich Euch seit lange!“ sagte sie ruhig und hielt ihm das Medaillon entgegen.

Er nahm es aus ihrer Hand. „Glücklicher Königsmark, du wurdest geliebt bis in den Tod.“

„Und Ihr werdet geliebt werden bis ans Ende der Ewigkeit, das sagt Euch die Zingara“,

antwortete da Lavinia, und eine Purpurgluth stieg in ihre Wangen, und helle Gluthen schlugen aus ihren Augen.

„Gott segne Euch für diese Prophezeihung, reizende Zigeunerin“, antwortete er mit tiefem Ernst. „Redet weiter, holde Zukunftsverkünderin, wer ist es, die mich so lieben will? Hat sie Eure Augen, dann werde ich ihr auch ewig treu bleiben.“

Eine wunderbare Empfindung überfluthete das Herz Lavinia's. Es war ihr, als ob sie niederknieen sollte vor ihm, und ihm Herz, Seele und Leben zu Füßen legen, gleichviel, was er damit beginne. Ein neues Licht brach herein und beleuchtete die Welt, sie schien ihr plötzlich eine andere. War das noch dieselbe Erde? War sie selbst noch die Lavinia vom vergangenen Tage? Hatte sie denn geträumt, oder tief, tief geschlafen bis zur Stunde? Sie sah ihn wieder und wieder an, ohne ein Wort zu reden. Er sprach auch nicht mehr, es war etwas in dem Blick

dieser Mädchenaugen, das ihn berauschte, das ihm noch nie in Frauenaugen begegnet, etwas, das ihn an seine Mutter erinnerte. Das junge Mädchen erschien ihm plötzlich in einer seltsamen Verklärung, noch keinen Augenblick hatte er einem andern Weibe gegenüber diese Scheu und diese Bezauberung empfunden. Die Reinheit ihres ganzen Wesens hing wie ein blendender Schleier über ihr, er hätte ihre Hand, selbst ihr Gewand nicht mehr zu berühren gewagt.

Da drangen verworrene Laute in diese seltsame und gefährliche Stille, da nahten Schritte, man rief den Namen Lavinia. Ob sie ihn hörte? Sie regte sich nicht, aber jene Todtenblässe überzog wieder ihr Gesicht, wie vor der Ohnmacht. Langsam wendete sie den Kopf, sie erblickte die Gestalten ihres Vaters und des alten Musikmeisters Pepusch. Beiden voraus aber eilte, mit allen Zeichen höchster Aufregung, der Orgelspieler Magnus. Er stürzte auf seine Braut zu und ergriff ihre Hand, zugleich einen Blick voll Zorn

auf den Mann an ihrer Seite werfend. „Wie kommt Ihr hierher, Lavinia?“ fragte er mit bebender Stimme. Sie entzog sich ihm aber hastig, stand auf und trat ihrem Vater entgegen. Beide Arme wie zur Rettung um seinen Hals schlingend, lehnte sie ihren Kopf an seine Brust und brach in Thränen aus. John Beswik begrüßte seinen wohlbekannten Gast mit einem ernsten Gesicht.

„Seid Ihr mit der jungen Dame verwandt, John Beswik?“ fragte der Herzog erstaunt.

„Ja“, lautete die nicht sehr freundlich gegebene Antwort.

„So hütet sie wohl, sie war von der Hitze im Circus ohnmächtig geworden und hat sich kaum erholt“, fuhr er fort. Dann wendete er sich zu Lavinia. „Lebt wohl, wir sehen uns wieder“, sagte er, zu ihr herab geneigt, mit ruhiger Zuversicht, unbekümmert um die beiden Zuhörer, verbeugte sich, wie vor einer Prinzessin und ging, die Uebrigen flüchtig grüßend, quer

über den Rasen hin, ohne sich umzuschauen, wo er bald zwischen den Bäumen verschwand.

„Weißt Du, unter wessen Schutz Dich der leichtsinnige Bursche, der Gehülfe Hogarths, gelassen hat?“ fragte Beswik mit sanftem Vorwurf, das Antlitz seines Kindes emporhebend.

„Ja, unter dem des Herzogs von Belton.“

„Sie kennt ihn!“ rief Magnus mit Erstaunen.

„Ich setze aber meinen Kopf zum Pfande, daß sie ihn dennoch in dieser Stunde zum ersten Male sah“, sagte Pepusch ungeduldig. „Ich kenne mein Pflegekind! Und dann, alter Freund, was geht's Euch an?“

„Will Hogarth hatte ihn mir beschrieben und sein Gefährte ihn mir gezeigt“, antwortete Lavinia stolz. „Was ist denn mit ihm?“

„Nun, er ist eben der berüchtigtste Wüstling in ganz London, und der schlechteste Ehemann unter der Sonne“, entgegnete der Orgelspieler. „Ist

das noch nicht des Schlimmen genug für das Ohr eines Mädchens?"

„Laßt uns die Andern aufsuchen", fiel Beswik ein, den Arm seiner Tochter in den seinen ziehend.

„Nein, wir wollen nach Hause gehen, ich bin todtmüde", sagte sie mit erlöschender Stimme.

Diese „Andern" hätte man auch wohl schwerlich so leicht gefunden. Will Hogarth hatte sich nämlich mit Nelly, die sich vergebens von ihm loszumachen strebte, in den dichtesten Menschenschwarm begeben, wohin der alte Thornton den Beiden zu folgen gar bald aufgab. Mit Will ging eine Veränderung vor. Er war plötzlich des wüsten, zwecklosen Treibens und des einsiedlerischen Lebens müde. Je länger er die Hand des spröden Mädchens auf seinem Arme fühlte, je einsilbiger Nelly war, je stolzer sie that, desto größere Lust verspürte er, dies Herz zu besiegen.

Noch nie war es ihm eingefallen, wie hübsch es sein müsse, wenn daheim in den Zimmern neben seiner Malerstube ein freundliches Weib Ordnung hielte, wenn das Essen pünktlich und schmackhaft hergerichtet auf dem Tische stände, und am Abend eine Frauengestalt den Platz in dem zweiten Sessel neben dem Kamine ausfüllte. Etwas schöner als die dunkle Nelly hätte sie freilich sein können, jene Gestalt, — Will liebte als Maler die Schönheit über Alles — aber wenn Nelly ihre Augen auf ihn richtete, kam sie ihm dennoch schöner vor, als die reizendste Frau, die er je gesehen. Und dann war ihre Stimme so wunderbar besänftigend — sanfte Stimmen hatten immer einen großen Eindruck auf ihn gemacht. Er mußte jetzt so oft daran denken, daß sie als kleines Mädchen doch erstaunlich viel für ihn gethan, und daß sie also als Frau gewiß noch mehr für ihn thun würde, daß es überhaupt Thorheit sei, ohne Frau zu leben. Wie viel angenehmer war es wohl, eine Frau daheim

sonder Mühe und Beschwer zu küssen, wann es ihm eben beliebte, als hier in dem Gedränge sich mit Noth und Anstrengung einen flüchtigen Kuß zu stehlen. — In jedem Männerherzen stehen zu einer bestimmten Zeit, als Resultat verschiedenster Erfahrungen, bald früher, bald später derartige Ueberlegungen auf und die Frau, die dann nur einigermaßen geschickt dem Reflektirenden in den Weg tritt, hat ihn gewonnen. Jeder Mann sehnt sich einmal nach einer geregelten Häuslichkeit, um — sich auszuruhen, und jede leidlich angenehme Frau, die eben an ihm vorüberstreift, scheint ihm dazu geschaffen, das Ruhekissen unter sein müdes Haupt zu schieben. Dies ist die Erklärung für manche wunderliche Ehe, für manches Vorliebnehmen eines sonst so anspruchsvollen Mannes; ob diese Erklärung aber den Frauen gefallen wird, bezweifle ich. Uebrigens haben wir zum Glück ein Theilchen Eitelkeit und — Poesie genug, um doch stets an einen „Zug des Herzens" zu glauben bei der Liebesbewerbung eines Mannes.

Auch die Prosaischste von uns wickelt derartige Annäherungen in das Mäntelchen der Liebe und deckt den Schleier der Romantik darüber. Wir glauben immer, wenigstens während des Moments der Erklärung, um unserer selbst willen gewählt zu werden. — Wenn Nelly Thornton die plötzliche und etwas stürmische Liebeserklärung Hogarths an jenem Abend zurückgewiesen hatte, so geschah dies nur, weil er eben den Zeitpunkt schlecht gewählt hatte, und weil Andere hätten glauben können, daß er sich aus einer aufwallenden Dankbarkeitsempfindung mit ihr verlobt habe. Es war also gewissermaßen ein Formfehler begangen worden in dieser Angelegenheit, und gegen dergleichen Dinge ist eine echte Frau empfindlicher als — gegen Herzensfehler. Nelly hatte ja längst gefühlt, daß Will Hogarth, seines regellosen Lebens satt, nach keiner anderen Hand greifen würde, als nach der, die ihm so manches Mal ein Lieblingsgericht bereitet, — daß er es aber nun endlich in einer so täppischen Weise, fast vor Aller Augen,

that, mußte bestraft werden. Deswegen wies sie ihn damals, als er ihr jenen Liebesdienst des Kindes nachträglich in enthusiastischer Weise danken wollte, so schroff zurück, und verläugnete die Gefühle ihres eigenen Herzens. Während sie jedoch jetzt mit ihm durch die labyrinthischen Gänge des New Spring-Garden schlenderte und seinen Reden lauschte, war sie schon auf dem besten Wege, diese Schroffheit zu bereuen. — Henry Carrey war es, der sich später für wenige Augenblicke zu ihnen gesellte, unruhiger und aufgeregter als je. Thornton nahm aber seinen Arm: „Ihr seid das mißvergnügteste Gesicht in dem ganzen Garten, denke ich“, sagte der alte Maler, „kommt, ich muß Euch einige Schnurren erzählen und ein paar hübsche Mädchen zeigen!“ Ein trauriges Lächeln zuckte über das Gesicht des Dichters, aber er sträubte sich nicht und schritt neben seinem heitern Gefährten her, zerstreut dem harmlosen Geplauder lauschend. In diesem Augenblicke war es, daß sich ein Mann in der Tracht eines Bänkelsängers

aus den Zeiten William Shakespeare's, die Halbmaske vor dem Gesicht, vorbeidrängte. An seinem Arm hing eine zarte Frauengestalt in einfacher Kleidung, ein gesticktes Sammethäubchen, wie es Maria Stuart getragen, umschloß das feine bleiche Gesicht. Welch ein sanftes, zart geröthetes Antlitz! Aus den großen verschleierten Augen strahlte Freude, die Lippen lächelten. Es war Ellen am Arme ihres Freundes, des vermeintlichen armen Schreibers. Sie sah den Bruder nicht — und seine Augen schauten vor sich hin mit dem Ausdruck eines Abwesenden. Fast streifte ihn ihr Kleid. Der alte Thornton rief: „Sieh, welch ein vornehmes Gesicht!" — aber dies Gesicht war schon nicht mehr sichtbar und Bruder und Schwester bereits durch die wogende Menge auseinandergedrängt. Viel, viel später geschah es, daß Ellen zusammenzuckte und hochaufathmend stehen blieb.

„Was ist's?" fragte John Gay, besorgt zu ihr niederblickend.

„Seht dort die Dame im blauen Sammetkleide — sie ist's, für die ich arbeiten mußte! Wie mag sie heißen?“

„Das ist die Hofdame der Prinzessin, die schöne Mary Lepel“, lautete die Antwort, „sie ist eben so kaltherzig wie schön. — Viele Herzen hat sie verwundet, am tiefsten, fürchte ich aber, das Herz eines armen Jungen, eines Dichters, des Henry Carrey, hörte ich sagen. Er liebt sie, aber sie achtet ihn geringer als den Saum ihrer Schleppe, die den Boden fegt.“

War das noch der glänzende Garten mit all seinen geschmückten Gestalten, mit seinen Strömen von Licht und seiner fröhlichen Musik, den Ellen jetzt sah? — War es nicht ein Platz voll Moder und Grauen, wo schauerliche Gespenster ihr Wesen trieben? — Sie hätte laut aufschreien mögen in ihrer Angst und ihrem Jammer, aber sie preßte die feinen Lippen zusammen und nur Gott hörte den Wehruf ihres Herzens. Schwer hing sie an dem Arme ihres Führers. Die Männer und

Frauen zogen an ihr vorüber, sie achtete es nicht. Ein Gedanke nur war es, der sie erfüllte: ihren armen betrogenen Bruder zu sehen, — mit ihm zu reden. — Aber wo war er?! Wie sollte sie ihn erreichen? Hatte sie ihn nicht selber fortgetrieben? In dem großen London ihn suchen zu wollen, wäre Wahnsinn gewesen.

„Seid Ihr müde?“ fragte John Gay.

„Elend — ich muß heimkehren“, flüsterte sie, sich gewaltsam zusammenraffend.

„Kennt Ihr den Carrey?“ fragte sie dann plötzlich und blieb stehen.

„Ich hörte nur von ihm reden“, lautete die ruhige Antwort.

Nicht lange darauf — das Gewühl der Gestalten wurde immer lebhafter, immer unentwirrbarer der Menschenknäuel — begegneten sie einer hohen prächtigen Männererscheinung. Ein edles, stolzes Gesicht schaute aus dem Rahmen einer gewaltigen Perrücke, blitzende, gebietende Augen streiften das Antlitz Ellens. Der Fremde fragte

John Gay in einem etwas wunderlichen Englisch nach dem Ausgange des Gartens.

„War das der König?“ fragte das Mädchen scheu und entzückt zugleich ihren Führer.

Er lächelte. „Eine Art König allerdings“, antwortete er, „das war der deutsche Musikmeister Georg Händel, der alle englischen Musiker eifersüchtig macht, weil er die schönsten und stolzesten Melodieen erfindet.“

„Wie gut sah er aus und wie wunderschön! Ich glaube, sein Gesicht kann man nie vergessen, wenn man es einmal gesehen! — Ihr wißt, wie furchtsam ich bin, aber trotz seiner stolzen Haltung und seiner ernsten Stirn könnte ich, glaube ich, mit ihm ohne Scheu reden. Wenn wir ihm doch noch einmal begegneten!“ —

Das geschah aber nicht, nach langem Mühen, den Ausgang zu erreichen und nach vielem Irregehen verließen sie endlich den Garten. Die Nacht war schwül. Der Duft der Linden erfüllte weithin die Luft mit seinem betäubenden Aroma. Schweigend

wanderten sie weiter. Mehr und mehr verhallte das verworrene Getöse der Menschenstimmen, die Klänge der Musik, stiller wurde es — und in den Gebüschen, an denen sie vorbeistreiften, schlug schon hin und wieder eine Nachtigall, die sich vor dem wüsten Lärm geflüchtet. Die Straßen waren wie ausgestorben. Ellen war zu Muthe, als wäre sie allein in der Welt, allein mit ihm, der ihr den Bruder suchen helfen wolle. Sie hätte jetzt Meilen weit wandern können ohne zu ermüden, gestützt auf seinen Arm. Sie redeten kein Wort mit einander, nur dann und wann fühlte das Mädchen ihre Hand an ein heftig klopfendes Herz gedrückt. Berauschende Träume kamen über sie: Henry, der Geliebte, war ja gefunden, Henry wartete daheim auf sie und ihn — den theuren Mann — ihren Gatten. Er stand schon ungeduldig am Fenster und schaute nach ihnen Beiden aus. Unwillkürlich beschleunigte sie ihre Schritte. Wie zärtlich wollte sie ihn begrüßen, wie innig ihn liebkosen. Die kleine Lampe brannte sicher

schon und der Theekessel summte und — den besten Stuhl sollte Henry haben — und an seiner rechten Seite saß er, der angebetete Gatte und zu seiner Linken die Schwester. Und Henry's Hände ruhten in den ihren, und Henry's Augen — o diese schönen Augen — blickten nicht mehr so trübe, so düster und verzweifelt. Er hatte die stolze, falsche Mary vergessen, denn er hatte eine Heimath gefunden in dem Hause der Schwester, wo treuste Liebe seine Wunden verband. Ein Haus zu haben, ein eigenes Haus — für Henry. Welche Seligkeit! So träumte Ellen auf dem Heimwege.

Sie waren am Hause angelangt. Tiefes Dunkel herrschte. — Ellen erwachte aus ihren süßen Gedanken. — „Gute Nacht“, sagte sie leise und legte ihre zitternden Finger in die Hand ihres Begleiters.

„Laßt mich Euch bis an die Thür Eures Zimmers bringen“, bat er zärtlich. „Ich will dort warten, bis man Euch Licht bringt, denn ich

muß Euer Angesicht noch einmal sehen, Ellen. Eure Stimme klingt so traurig, Euer Schritt war so matt — laßt noch einmal Eure Augen über mir leuchten.“ — Sie widersprach ihm nicht. — Ach, es war ja ein so himmlisches, noch nie gekanntes Bewußtsein, daß endlich, endlich auch Jemand von ihrer Angst und Sorge einen Antheil haben wollte. Sie war ja ohnehin bald wieder allein mit all ihren quälenden Gedanken, die von Neuem erwachten, allein mit ihnen und der langen Nacht — die Lust, ihn noch so lange an ihrer Seite zu wissen, als die Treppenstufen währten, konnte sie sich nicht versagen. So stiegen sie denn hinauf. Sie ging langsam und immer langsamer, sich auf ihn stützend. Als sie einmal aufathmend stehen blieb, schlang er den Arm um sie und trug sie den Rest der Treppe hinauf. Die alte Magd schlief schon längst, die Thür zum Stübchen war nur leicht ins Schloß geworfen. Er trat mit ihr ein: — „nur einmal Deine Augen, liebe, liebe Ellen“, flehte er kaum

hörbar mit den Accenten der Leidenschaft. Er ließ sie sanft in ihren Sessel am Fenster gleiten. „Deine Augen!“ Welchen Sturm dies Wort in ihrer Seele erregte. Das Mondlicht zeigte ihm ihre Augen und das fremde Roth auf ihren Wangen. — Thränen verschleierten ihren Blick. Er neigte sich tief und tiefer über sie und küßte die hellen Tropfen fort. — Dann kniete er zu ihren Füßen nieder und drückte seine Stirn gegen ihre Kniee. Sie hob sanft mit ihren beiden zitternden Händen sein Haupt empor und fragte: „Liebst Du mich denn wirklich — mich, die Einsame, Verlassene. Sprich, liebst Du mich?“

Er antwortete nicht, aber er bedeckte ihre Hände, ihr Gesicht, ihr Haar, ihr Gewand plötzlich mit Küssen. Es waren die ersten Küsse der Leidenschaft, die den keuschen Mund Ellens berührt. Zum ersten Mal streckten sich Arme verlangend nach ihr aus, — zum ersten Mal suchten flammende Augen die ihren, Augen voll wilden Verlangens, voll tiefer Gluth. Unter

dieser Berührung, unter diesen Blicken entfloh jeder klare Gedanke, — sie wirkten durcheinander, wie wenn Sturmwind Blätter umherwirbelt. Dennoch wehrte sie ihm noch einen Augenblick und drängte sein Gesicht von sich. „Liebst Du mich?“ fragte sie wieder, und ihre Augen hingen angstvoll an seinen erregten Zügen. Er nickte, das Wort kam nicht über seine Lippen. Aber erste Liebe ist so gläubig und dankbar. Ellens Herz war noch nicht verwöhnt durch Liebesschwüre und die Sprache der Leidenschaft, das leiseste Zeichen von Zärtlichkeit genügte, ihre Seele in süße Trunkenheit zu versenken. Ein seliges Lächeln verklärte ihr Antlitz. Wohin war all der Kummer, den sie noch vor wenigen Minuten empfunden, — wohin all der Jammer und die Noth um Henry? Wie eine dumpfe Erinnerung an vergossene Thränen lag es auf ihrem Herzen, — die Küsse des Geliebten versenkten sie in eine wunderbare Betäubung. Wie in dem Märchen jene zauberhafte Erstarrung, die der „böse Blick“ bringt, so regte sich auch

Ellen nicht unter dem Bann der Augen, die jetzt nicht mehr von ihr ließen, — nur ein Gedanke war in ihr lebendig: er liebt dich.

„Bist Du nicht mehr traurig?“ flüsterte er, sie fester an sich pressend. Da schlang sie halbbewußtlos die Arme um seinen Nacken und murmelte: „Du hast mich in den Himmel getragen — ich will Dir's danken bis zu meinem letzten Athemzuge.“ —

In eben dieser Nacht saß Elisabeth Thomas am Bette ihres kranken Lieblings. Jamie fieberte und hustete, der Doctor machte ein besorgtes Gesicht. „Seine Mutter starb an dieser bösen Krankheit“, flüsterte er kopfschüttelnd. „Der Knabe hat eine Lunge, für die ich keinen Penny zahlen würde. Aber er ist jung, vielleicht überwindet er's, wenn er ordentlich gepflegt wird und — sich nicht unglücklich verliebt. Viel essen und trinken, in guter Luft spazieren gehen, nicht zu viel Musik

treiben und sich nicht peinlich um Etwas grämen, dann bleibt er leben", schloß er seinen Sermon, betrachtete den Schlafenden noch eine Weile, den Stockknopf sinnend an die Nase gelegt, und wandte sich zum Gehen. — „Ich habe noch eine viel schlimmere Patientin, als er ist, eine arme Fremde nämlich. Sie leidet an derselben Krankheit, und doch denke ich, daß ich sie durch den Herbst bringe. Erinnert doch den Doctor Pepusch daran, daß er ihr, dieser seiner kranken Nachbarin, seine kleine Lavinia schicke. Sie hört das Kind so gern singen und sitzt deshalb oft bis in die Nacht am offenen Fenster, und das darf nicht sein. Der vergeßliche deutsche Bär, mit dem ich darüber redete, muß erinnert werden. Uebernehmt das, mir zu Liebe, ich bitte Euch. — Frau Johnston, wie sie sich nennt, hat ein gutes Spinett — der Herzog von Belton, ihr Bewunderer, richtete ihren Versteck ganz hübsch ein. Es wundert mich aber doch, daß der Wildfang so treu an solch einer kranken verblühten Person hängt und sie so oft besucht.

Er ist wirklich besser als ich dachte. Der deutsche Musikant braucht's aber nicht zu wissen, daß sie die Geliebte Beltons, sie schicken sonst die Kleine nicht hinüber. Wunderlich sind und bleiben sie nun einmal in allen Dingen, diese Deutschen!"

Damit trabte er weiter, schnell noch ein Gläschen Sherry hinunterstürzend, das ihm Elisabeth schon vor einer halben Stunde eingeschenkt.

Tiefe Stille herrschte. Beim matten Schein des Nachtlichts erschien der Pflegerin das Gesicht des Kranken so seltsam bleich und viel älter. Das lockige Haar war zurückgefallen von den Schläfen und diese Schläfen schienen eingedrückt, die Züge scharf und hart, die Lippen so streng und fest geschlossen. Er sah viel älter aus. Seine Athemzüge waren leise und unregelmäßig, der Puls der Hand, die Anfangs auf der Bettdecke und jetzt wieder in Elisabeths Händen lag, schlug schnell und voll. — Die Uhr tickte so laut, als ob sie Todte erwecken wollte, so schien es wenigstens der Lauschenden. Und nun kamen die Gedanken. Sie

hielten sich gleichsam bei den Händen, einer zog den andern hinter sich her, es war eine unabsehbare Kette und sie schloß sich endlich zum Kreise. Er drehte sich rasch und immer rascher, dieser Kreis — man sah zuletzt nicht mehr den Anfang noch das Ende, aber Elisabeth war in diesen feurigen Ring gebannt, eine arme Gefangene, sie konnte nicht entfliehen, sie mußte ihre Augen immer und immer wieder auf ihn richten: — ach, es blieb dieselbe Bewegung, dieser Anfang ohne Ende, dies Ende ohne Anfang. Wer hätte nicht auch schon, so wie sie, zitternd nach Befreiung gerungen aus dem Kreise seiner Gedankenwelt?! Wen wäre es nicht überkommen wie Wahnsinn, weil kein Rettungsausweg sich zeigte aus diesem furchtbaren Wirbel? — Es ist, als könne *ein* Zauberwort uns erlösen, *ein* Laut uns befreien, aber wie in jenem Märchen vom armen verwandelten Prinzen, den ein paar Silben wieder entzaubert, — wenn er sie eben *nicht vergessen* hätte, — so finden auch wir den Spruch nicht, der uns unsere Frei-

heit wieder giebt. — Er schwebt uns gleichsam auf der Zunge, aber er tritt nicht über den Rand unserer Lippen, — die Stimme ist erstickt — der Athem fehlt, — wehe, wehe, wer hilft?!

Elisabeths Gedanken fingen immer wieder bei Lavinia an und endeten bei Lavinia. In ihrer Seele war kein Zweifel mehr: Jamie liebte dies verführerische Mädchen, liebte sie glühender seit jenem Abend, wo sie in seiner Dichtung gesungen und die Hörer vor staunender Bewunderung zum lautesten Entzücken hingerissen. War er nicht seitdem krank? War sein Wesen nicht verändert, — zeigte er sich nicht ernster, zurückhaltender gegen Lavinia, inniger, weicher gegen sie selbst, seine Pflegerin? Ahnete er vielleicht den thörichten, sündhaften Schmerz ihres eigenen Herzens über diese seine Liebe? Hatte sie ihre wahnsinnige Eifersucht so wenig verborgen, daß er sie errathen? — Wollte er sie schonen, daß er Lavinia's Namen nicht mehr nannte? Welche qualvolle Vorstellung! Sollte sie ihn denn ganz verlieren — auch sein

Vertrauen? Nein — mochte ihr Herz darüber brechen, sie wollte mit ihm und — mit dem jungen Mädchen reden. Er sollte nicht vor ihren Augen vergehen vor heimlichem Weh, vor verzehrender Sehnsucht nach Lavinia. „Sich nicht heimlich um Etwas grämen", hatte der Doctor gesagt, „dann bleibt er leben!" Allerlei wirre Pläne kreuzten sich in ihrem armen schmerzenden Kopfe. Gab es da noch ein Schwanken, eine Wahl, wenn es sich um sein Leben handelte? Lavinia sollte Alles wissen. Es mußte so sein. — Eben schlug der Blinde die todten Augen auf. Er wachte also. Seine Hand zuckte in der ihren. „Seid Ihr immer und immer da, Elisabeth?" fragte er, aber diese Frage klang so froh und dankbar. Sie erwiderte bewegt: „Sollte ich's nicht, Jamie?" — Da zog er ihre Hand an seine Lippen rasch und lange. — Dieser heiße Kuß ließ Elisabeth erzittern. „Du fieberst", sagte sie angstvoll, „und ich hätte Dich doch so gern, so bald als möglich wieder gesund!"

„Ich bin ja fast gesund!“ antwortete er leise und legte ihre Hand auf sein Kissen und dann seine Wange darauf, wie er es als Kind so oft gethan. Sie schickte einen Seufzer zum Himmel, halb Glück, halb Schmerz: — er galt dort oben, wo Gottes Auge die Herzen durchschaut, für ein Gebet.

„Lavinia hat so oft nach Dir gefragt, aber der Doctor will ihr nicht erlauben, Dich zu sehen, so lange das böse Fieber noch bei Dir“, sagte sie nach einer Weile muthig.

„So müssen wir Drei uns gedulden, sie, das Fieber und ich“, erwiderte er lächelnd.

„Wenn ich Dich nicht besser kennte, würde ich glauben, Du wärest gar nicht ungeduldig, Lavinia zu empfangen.“

„Ungeduldig? Nein. Aber ich möchte sie gern wieder singen hören!“

„Ich begreife Deinen Wunsch. Ihre Stimme ist so süß, daß man sie alle Tage hören möchte. Ist's nicht so, Jamie?“

„Ihr habt Recht, — ich würde nie müde werden. So wie sie singt, muß wohl der Frühling sein, von dem Ihr mir so oft erzähltet, Elisabeth.“

„Nun, Du könntest Dir einen immerwährenden Frühling schaffen, Jamie, während wir Anderen uns nur mit einem Traum von wenigen Wochen begnügen müssen.“

„Wie meint Ihr das?“

Eine Weile zögerte Elisabeth doch. Ihr war, als höbe jetzt eine Hand einen scharfgeschliffenen Dolch, um ihn in ihr Herz zu stoßen, und sie machte unwillkürlich eine Bewegung, als wollte sie bitten: noch einen Augenblick laßt mich athmen! Aber diese Schwäche ging vorüber, sie senkte das Haupt und ihre Stimme war nur ein klein Wenig leiser, als sie jetzt sagte: „Wenn Lavinia Deine Frau würde!“

Sie fühlte, wie er zusammenzuckte bei diesem Wort. Eine Pause trat ein.

„Meint Ihr, daß Lavinia das Weib eines Blinden werden möchte?“

„Liebt sie Dich nicht?“

„Ja, aber nicht wie ich wünschte, daß mein Weib mich lieben möchte.“

„Sie wird es lernen, mein Liebling, wie jedes Mädchen es wohl lernt.“

„Nein, solche Liebe, die ich meine, kann nicht gelernt werden, sie ist da und hat weder einen Anfang noch ein Ende.“

„Würde sie Dich ganz glücklich machen, diese Liebe?“

„Ja, Elisabeth, — aber auch nur solche Liebe ganz allein, keine andere.“

„Rege Dich nicht auf, — Du glühst, — sei ruhig, wir wollen von anderen Dingen reden. Oder noch besser ist's, Du schläfst und ich gehe, damit wir einander nicht in die Versuchung bringen, zu reden. Gute Nacht! Die heiligen Engel mögen Dich bewahren!“

„Und Ihr, Elisabeth, mit Euren Gedanken.“

„Ja, mein Liebling. Träume süß, — es soll Alles gut werden, Du wirst glücklich, Du wirst

jene treue, zärtliche, ewige Liebe finden, nach der Du Dich sehnst. — Sei ruhig und hoffe."

Sie löste ihre Hände aus den seinigen, die sie noch länger halten wollten und beugte sich, wie immer, zum Gutenachtkuß über seine Stirn. Aber diesmal berührten die feinen Lippen nur sein Haar, und die brennenden Thränen, die aus ihren Augen stürzten, fielen in die dichten schönen Locken.

„Gute Nacht, Elisabeth!"

Wie weich und zärtlich klang seine Stimme.

Einen Augenblick blieb Elisabeth noch auf der Schwelle stehen. Ein unendlicher Schmerz durchdrang ihr Herz. — Wird sie so für ihn sorgen, ihn so lieben? Wird er so ihr Alles, ihr Leben und ihre Seligkeit sein? —

„Seid Ihr noch in meiner Nähe, geliebte Schwester?"

„Ich wollte Dir nur noch sagen, daß ich Dir ein Fenster im Nebenzimmer geöffnet. Die Nacht ist so warm und es ist so viel Rosenduft in der Luft."

„Was Ihr thut, ist immer das Beste. — Gott segne Euch, Elisabeth!“ —

In derselben Stunde schloß die alte Dienerin Esther Swifts das Fenster in dem Wohnzimmer ihrer kranken Herrin. „Ihr müßt jetzt zu Bette gehen, es hilft nichts, die Kleine da drüben singt doch nicht mehr. Ihr habt wieder so viel gehustet! — Und der Rosengeruch von dem Strauß des Herrn Herzogs ist viel zu stark für Euch, — Ihr dürft ihn nicht im Schlafzimmer haben.“

„So gebt mir eine Rose und hört auf zu schelten, liebe Kate.“

Später, viel später beugte sich die sorgsame Wärterin über ihre Kranke, die sie sehr liebte, so kurze Zeit sie dieselbe auch erst pflegte.

„Sie schläft“, murmelte sie erleichtert und ging, so leise es ihre gewaltige Körperbeschaffenheit zuließ, in den anstoßenden Alkoven, um sich auch zur Ruhe zu begeben. Ach, hätte sie ahnen können, wie groß und weit sich die traurigen Augen der vermeintlichen Schläferin öffneten, als sie kaum

das Zimmer verlassen. Die Rosen, die Rosen! Welche Erinnerungen weckten sie! Die Rosen brachten bittersüße Träume! — Blühten sie nicht vor vielen, vielen Jahren im Garten von Temple Moore an jenem Tage, an dem sie ihn zuerst gesehn, der ihres Lebens Elend geworden? Und Rosenduft war es ja auch gewesen, der jenen Platz vor der Laube in Merley Abbey füllte. — Wer konnte da schlafen?!

Druck von August Grimpe in Hannover.

Polko, Elise,

Die Bettler-Oper ein Lebensbild aus der Dichter-und Musikerwelt der Zeit Georg I

Bd.: 2. Band

Hannover 1864